

JOURNAL

unabhängig | unerschrocken | kompromisslos

FRANZ WEBER

Juli | August | September 2011 | Nr 97 | Fr. 5.– | AZB/P.P. Journal 1820 Montreux 1 | Postcode 1

Warum wir das Heidi lieben



Ölpest

Bohr, Baby, bohr!

4

Stierkampf

Gewalt geht uns alle an!

14

Schluss

mit uferlosem Bau von
Zweitwohnungen!

24



Zugunsten der Tiere und der Natur



Unsere Arbeit

ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit.

Die Tätigkeit der FFW wird durch die Überzeugung motiviert, dass auch die Tiervölker als Teile der Schöpfung ein Anrecht auf Existenz und Entfaltung in einem dafür geeigneten Lebensraum haben, und dass auch das einzelne Tier als empfindendes Wesen einen Wert und eine Würde besitzt, die der Mensch nicht missachten darf. In ihren Schutz- und Rettungskampagnen für unversehrte Landschaften und verfolgte und gequälte Tiere ist die Stiftung unermüdlich bestrebt, immer wieder die Verantwortung des Menschen für die Natur zu wecken und den Tieren und Tiervölkern in der menschlichen Rechtsordnung eine Stellung zu verschaffen, die ihnen Schutz, Recht und Überleben sichert.

Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, werden nicht leichter sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung

Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen von den Steuern abgezogen werden.



*Wenn alle Stricke reissen, wenn alles
vergeblich scheint, wenn man verzweifeln
möchte über die Zerstörung der Natur und das
Elend der gequälten und verfolgten Tiere,
dann kann man sich immer noch an die
Fondation Franz Weber wenden.*

*Sie hilft oft mit Erfolg auch in scheinbar
hoffnungslosen Fällen ...*

Helfen Sie uns, damit wir weiter helfen können!

Spendenkonto SCHWEIZ: Landolt & Cie., Banquiers, Chemin de Roseneck 6, 1006 Lausanne,
Konto Fondation Franz Weber IBAN CH76 0876 8002 3045 00003 oder

Postscheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux, IBAN CH31 0900 0000 1800 61173

DEUTSCHLAND: Raiffeisenbank Kaisersesch, Postfach, D-56759 Kaisersesch, Konto Nr. 163467, BLZ 570 691 44, BIC GENODED1KAI,
IBAN DE41 5706 9144 0000 1634 67

Bitte bevorzugen Sie das E-Banking www.ffw.ch



Vera Weber

Barcelonas letzte Corrida

Am 28. Juli 2010 beschloss das katalanische Parlament als Reaktion auf eine Volksinitiative mit 180'000 Unterschriften, den Stierkampf in Katalonien abzuschaffen. Am Sonntag, 25. September 2011, war es soweit. In der Arena «La Monumental» ging Barcelonas letzte Corrida zu Ende.

Berichte in deutschen, österreichischen und schweizerischen Medien glorifizieren mehrheitlich den Torero, behandeln dessen Leistungen wie diejenigen eines Tennisspielers, analysieren seine Passagen, als ginge es um einen Fussballmatch. Ganz besonders in diesen Tagen, wo mit dem letzten Stierkampf in Katalonien das Ende dieser archaischen Tradition in Sichtweite rückt, ergehen sich Kommentare in Nostalgie und Bedauern, sich von diesem düsteren, unwürdigen Kapitel der Geschichte langsam verabschieden zu müssen.

Statt wie der Rest der Welt sich zu freuen und die Errungenschaft der katalanischen Gesellschaft zu würdigen, beschränkt man sich darauf, sie als separatistischen, anti-nationalen Akt hinzustellen, der nichts mit Tierschutz zu tun haben soll. Doch es sei daran erinnert, dass Katalonien nicht als erste Provinz die Corrida abschafft. Auf den kanarischen Inseln ist sie schon seit 1991 verboten. Vergessen wir ausserdem nicht, dass eine Mehrheit der spanischen Gesellschaft den Stierkampf ablehnt, und dass vorab die jungen Menschen ihn verurteilen, weil er nichts zu suchen hat in einer Gesellschaft, die den Respekt der Natur und des Lebens hoch hält. Die Jungen wollen nichts wissen von diesem anachronistischen Spektakel und opponieren dagegen.

Ziemlich befremdend also, dass eine gewisse öffentliche Meinung sich hinter Argumenten wie Kunst, Kultur, Folklore und Tradition verschanzt, um die mutwillige Quälerei eines friedfertigen Tieres zur Belustigung einer winzigen Minderheit zu rechtfertigen!

Habt ihr denn eigentlich vergessen, ihr Stierkampfbewunderer und „Schirmherren“ der Corrida, was dazu im Schweizer Tierschutzgesetz steht?

Mit Gefängnis oder mit Busse wird bestraft, wer vorsätzlich:

a. ein Tier misshandelt, vernachlässigt, es unnötig überanstrengt oder dessen Würde in anderer Weise missachtet;

b. Tiere auf qualvolle Art oder aus Mutwillen tötet;

c. Kämpfe zwischen oder mit Tieren veranstaltet, bei denen Tiere gequält oder getötet werden;

Bei uns in der Schweiz und in der Mehrheit der europäischen Länder ist Tierquälerei von Gesetzes wegen strafbar!

Der Stierkampf ist die Verherrlichung der mutwilligen Grausamkeit als Spektakel. Er pervertiert unser Gewissen und tötet unser Mitgefühl ab! Den Stierkampf zu rechtfertigen ist somit ein Delikt, wenn nicht ein strafbares, so doch ganz eindeutig ein moralisches.

Es regiert in unseren Ländern bezüglich der Corrida eine Art Neutralität in der Bevölkerung, schlimmer noch, eine Akzeptanz, eine Art Verlegenheit und deplazierten Respekts.

Eigentlich wissen alle, dass der Stierkampf etwas Schlechtes ist. Aber (fast) niemand wagt es, aufzustehen und Halt zu rufen; es von den Dächern ganz Europas zu schreien, dass wir zu Komplizen von Verbrechen gegen die Unschuld werden, wenn wir nichts sagen und nichts tun!

Die Corrida ist nicht ein kulturelles Übel aus Spanien, dass nur Stierkampfländer betrifft, sondern vielmehr eine heimtückische Krankheit von globalem Ausmass, die jeden moralischen Fortschritt bremst und lähmt.

Denn Grausamkeit und Gewalt betreffen und schädigen uns alle!

Vera Weber

Natur

- Ölpest im Golf von Mexiko** Schon vergessen? >> 4
- Überbevölkerung** Hilfe, die Erde stirbt! >> 6
- Heidi** Lokalpatriotische Angelegenheit oder Vorbote des Umweltschutzes? >> 8
- Zwillingsbirke gerettet** Eine bäumige Geschichte >> 21
- Insektenhotel im Giessbach** >> 29

Tiere

- Stierkampf** Obszön und degradierend >> 14
- Argentinische Müllperde** Ein historischer Tag >> 17

Schweiz

- Kampfetlärm** Psychologische Kriegsführung >> 12
- Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen** >> 24

Gesellschaft

- Bettelbriefe** Wer ist da der Bettler? >> 27
- Vor 50 Jahren in Paris** Eine Nacht in Monte-Carlo >> 36

JFW plus

- Die Leser haben das Wort** >> 32
- Grand V – die vegetarische Palette** >> 39



Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen.

JA zur Franz Weber-Initiative!

Impressum

Herausgeber: Franz Weber für die Fondation Franz Weber und Helvetia Nostra
Chefredaktor: Franz Weber
Redaktion: Judith Weber, Walter Fürsprech, Vera Weber, Alika Lindbergh
Druck: Ringier Print Adligenswil AG
Layout: Vera Weber und Ringier Print
Redaktion und Administration: Journal Franz Weber, case postale, CH-1820 Montreux (Schweiz), e-mail: ffw@ffw.ch, www.ffw.ch, Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37. Fax: 021 964 57 36.
Abonnements: Journal Franz Weber, Abonnements, case postale, 1820 Montreux. Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Fotos oder Texten nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte oder Fotos kann keine Verantwortung übernommen werden.

Ölpest

■ George Salvanos



Am 20. April 2010 geriet die Ölbohrplattform „Deepwater Horizon“ in Brand und explodierte. Die Schweizer Gesellschaft TRANSOCEAN hatte den Ölturm an die BRITISH PETROLEUM vermietet, um Bohrungen in 10000 Metern Tiefe durchzuführen. Elf Menschen kamen bei dem Unfall ums Leben. Gewaltige Mengen Gas und Erdöl ergossen sich ins Meer, und es vergingen Monate, bis es dem britischen Betreiber und seinen Subunternehmern gelang, diese zu kanalisieren und das Leck zu stopfen. Der Geschäftsführer des Ölmultis wurde gefeuert. Am 3. August 2010 teilte BP schließlich mit, es sei ihr gelungen, das Bohrloch zu verschließen. Jüngsten Schätzungen zufolge waren bis zu diesem

Zeitpunkt 4,9 Millionen Barrel Erdöl ausgetreten. Es handelt sich damit um die größte Ölpest der Geschichte.

Aber würde ich überhaupt noch an die Katastrophe denken, wenn sie sich nicht durch einen Traum in mein Gedächtnis eingebrannt hätte?

Es war letzten Sommer, als gerade bekanntgemacht worden war, dass der Ölaustritt im Golf von Mexiko endlich „unter Kontrolle“ sei. In meinem Traum war ich in den Körper eines großen Fisches oder eines Delfins geschlüpft, der, vom Atlantik kommend, in den Golf von Mexiko schwamm. Manchmal, sehr selten nur, haben wir Träume, die so „real“ sind, so plastisch, dass es die Realität des Erwachens ist, die wir anzweifeln.

So glitt ich einige Meter unter Wasser flink dahin, spürte, wie

der Ozean meine Flanken umspülte, frohlockte im Licht einer Sonne, die sich im klaren Wasser brach, als strahlte sie durch die Fenster einer Kathedrale. Ich begriff, ja ich *lebte* mit jeder Faser meines Seins den rauschenden Übermut spielender Tiere in Freiheit, empfand selig den vollkommenen Einklang ihrer Körper und Kräfte mit ihrem natürlichen Element. Hatte ich jemals in meinem Leben als Mensch einen Augenblick so vollkommenen Glücks erlebt?

Doch nach und nach trübte sich an einigen Stellen das kristallklare Wasser, durch das ich glitt, so als ob Tintenfische vor mir ihre Tinte ausgestossen hätten. Und unversehens verdunkelte sich das Meer weitläufig, als sei plötzlich die Dämmerung hereingebrochen. Dann geriet ich in Wirbel aus zäher, dunkler Flüssigkeit, wie ein Flugzeug, das durch Gewitterwolken fliegt. Doch anders als Wolken verlangsamte diese Flüssigkeit meine Geschwindigkeit, behinderte mich, verschloss meine Poren. Bald wurde es stockfinster...

Betäubung durch Übermass

Seit diesem Alptraum muss ich unaufhörlich an die entsetzlichen Ereignisse denken, die sich dort vor der Küste Floridas in amerikanischen Hoheitsgewässern zugetragen haben. Das Thema interessierte mich bereits vorher – was wahrscheinlich der

Auslöser für meinen Traum war. Doch die Parabel hatte mich aufgerüttelt: Der Vorfall war zu schwerwiegend, zu wichtig, als dass man ihn nach drei Monaten hätte ad acta legen könnte, nur weil die „Behörden“ erklärt hatten, die Sache sei abgeschlossen oder zumindest „unter Kontrolle“.

Der Golf von Mexiko ist eine der Heimstätten biologischer Vielfalt der Erde, in der mehr als 15'000 verschiedene Meeresarten leben – ein Paradies, das nun ihr Grab zu werden droht. 1979, dreissig Jahre vor dem Unglück bei BP, hatte die Explosion einer anderen Plattform, die von PEMEX, der staatlichen Erdölgesellschaft von Mexiko, betrieben wurde, bereits die Ausbreitung von 3,3 Millionen Barrel Erdöl im selben Gebiet zur Folge. Die Meerestiere und -pflanzen waren gerade dabei, sich von dieser Katastrophe zu erholen, als erneut fünf Millionen Barrel – also 800 Millionen Liter – eine Fläche von der Größe eines europäischen Staates verseuchten.

Wie auch im Falle von Finanzkrisen ist es gerade das ungeheuerliche Ausmaß der Schäden, das unsere Sinne im Angesicht der Katastrophe betäubt. Der Schiffbruch der Exxon Valdez im Jahre 1989 führte mit „nur“ 41 Millionen Litern zu einer dauernden Verschmutzung der arktischen Gewässer und versetzte die gesamte Welt in Empö-

rung. Das war zwanzig Mal weniger! „Der Tod eines einzelnen Mannes ist eine Tragödie, aber der Tod von Millionen nur eine Statistik“, wie schon Joseph Stalin zynisch bemerkte. Dieses Gesetz der Zahlen ist auch auf den Ölaustritt im Golf von Mexiko anwendbar, ebenso wie auf jene anderen Katastrophen, die wir inzwischen als festen Bestandteil unseres alltäglichen Lebens hinnehmen: die von der NATO überall auf der Welt geführten Kolonialkriege.

Freibrief für die grössten Verbrecher

Wurde die damalige US-Aussenministerin Madeleine Albright wegen Verteidigung von Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor Gericht gebracht, als sie erklärte, dass eine halbe Million getöteter Zivilisten ein „akzeptabler Preis“ für den Sieg über Saddam Hussein sei? Nein. Sie wurde niemals belangt. Führt die Tatsache, dass jede Woche Dutzende unschuldige Menschen bei feigen und sinnlosen Drohnenangriffen in Afghanistan oder Pakistan ums Leben kommen, zur Verurteilung der Staaten, die für diese Form des technologischen Terrorismus verantwortlich sind? Nein. Erheben sich die Völker, wenn verantwortungslose Banker sich ihre riskanten Spekulationen von Millionen Steuerzahlern bezahlen lassen? Keineswegs. Werden die Verantwortlichen von BP öffentlich gehängt, wenn sie die Abdichtung der Quelle des immensen Erdölaustritts im Golf hinauszögern, weil sie versuchen, „ihr“ Bohrloch zu verschonen, um die Förderung wieder aufnehmen zu können? Kommen sie wenigstens hinter Schloss und Gitter? Natürlich nicht. Im Gegenteil: Ende Juni 2010 untersagten die US-Behörden

der Öffentlichkeit und den Journalisten den Zutritt zu den verseuchten Stränden und das Überfliegen der verschmutzten Gebiete, um die Interessen der Ölkonzerne zu schützen, als deren treue Diener sie sich erwiesen. Selbst CNN kritisierte schließlich das abgekartete Spiel zwischen dem engelhaften Yes-We-Can-Präsidenten Obama und der Erdöllobby.

„Drill, Baby, drill!“

In Ermangelung eines staatsbürgerlichen und politischen Engagements, zu dem die Bevölkerungen der reichen Länder offensichtlich nicht mehr imstande sind, hätten wir die Katastrophe der „Deepwater Horizon“ doch wenigstens zum Anlass nehmen können, über die Mechanismen von Macht, Manipulation und Desinformation nachzudenken, durch die das Überleben unseres Planeten zugunsten einiger weniger aufs Spiel gesetzt wird. Denn ob es nun um Wirtschaft, Krieg oder Finanzen geht, diese Mechanismen sind stets dieselben.

Man hätte auf diese Weise feststellen können, dass eine der Ursachen der Katastrophe die Politik der frenetischen Ausbeutung des Untergrunds ist, die von der amerikanischen Regierung und einem Teil des politischen Establishments ganz offiziell gefördert wird. Lautete nicht einer der berühmtesten Wahlslogans der Republikaner in den Jahren vor der Katastrophe: „Drill, Baby, drill!“ („Bohr, Baby, bohr!“)? „Deepwater Horizon“ bildet nur die Spitze eines Eisbergs, zu dem insbesondere auch die Zerstörung der Grundwasser führenden Schichten durch 40'000 Standorte zum „Cracken“ von Schiefergas auf dem Territorium der USA gehört. BP konn-

te sich vor der Küste Floridas breit machen und Vorsichts- und Sicherheitsmaßnahmen in den Wind schlagen, weil – soviel geht immerhin aus den offiziellen Berichten hervor – der Ölmulti von einer nachlässigen Verwaltung grünes Licht erhalten hatte, deren einzige Sorge die Aufrechterhaltung der Versorgung mit Kohlenwasserstoffen war und die sich erneuerbaren Energiequellen gegenüber unzugänglich zeigte.

Betriebsgeheimnis ist wichtiger als Leben

Man hätte sich die Frage stellen können, was die offiziellen Informationsquellen wert sind, die sich wochenlang damit begnügten, ein paar Sekunden lang die von den Schuldigen selbst gelieferten Unterwasserbilder zu zeigen und deren Pressemitteilungen zu übertragen.

Man hätte eine Bestandesaufnahme der tatsächlichen Freiheiten – oder von dem, was davon übrig ist – machen können, über die die Bürger der größten Demokratie der Welt in Anbetracht der „Geiselnahme“ der politischen Institutionen durch die Industrielobby anlässlich dieses Vorfalls verfügen.

Man hätte die Folgen des massiven Einsatzes von Dispersionsmitteln beim Umgang mit der Ölpest untersuchen können, zumal diese selbst auf Kohlenwasserstoffen basieren und mindestens ebenso giftig für die Unterwasserwelt sind wie das Rohöl. Wie die Toxikologin LuAnn White von der Tulane-Universität in New-Orleans festgestellt hat, war noch nicht einmal die Zusammensetzung dieser Dispersionsmittel bekannt, „da dies unter das Betriebsgeheimnis fällt“.

Das „Betriebsgeheimnis“ ist offenbar wichtiger als das Leben auf der Erde.

„Business as usual“

Man – wer? zum Beispiel die vereinten Nationen, da es hier um eine Katastrophe globalen Ausmaßes geht – hätte eine wissenschaftliche Untersuchungskommission entsenden können, um die Aussagen der Erdölgesellschaft zu überprüfen – und die Lügner während der gesamten Krise auf frischer Tat ertappen. Doch man kann lange suchen: Ab Anfang 2011 sind keinerlei Informationen über den Zustand des verseuchten Bohrlochs verfügbar. Einzig eine in der Zeitschrift *Conservation Letters* veröffentlichte wissenschaftliche Studie gelangte aufgrund der Untersuchung der Kadaver von Delfinen und Walen im Golf von Mexiko zu dem Ergebnis, dass die Auswirkungen der Ölpest für die Umwelt „bei Weitem unterschätzt“ worden waren. Was die amerikanische Regierung nicht daran hinderte, in den drei Monaten nach dem Unfall neue Bohrgenehmigungen im Golf zu erteilen. Das Geschäft geht weiter. *Business as usual*.

Man hätte vieles tun können, hat es aber nicht getan. Unter dem Schock der Ereignisse wandte die gesamte Menschheit lieber den Blick ab. Durch die größte Erdölkatastrophe der Geschichte wie betäubt, ordnete sie das Ereignis, das bereits heute als größte Nuklearkatastrophe aller Zeiten gilt – Fukushima – der Rubrik „Vermischtes“ zu.

Werden wir eines Tages blind, taub und dumm vor dem Jüngsten Gericht stehen?

Hilfe! Die Erde stirbt!

■ Alika Lindbergh

Nach den jüngsten Prognosen der Vereinten Nationen wird die Weltbevölkerung bis zur Jahrhundertwende auf zehn Milliarden steigen.

Zehn Milliarden menschliche Schädlinge, Verbraucher und Umweltzerstörer! Mögen uns die Götter gnädig sein!

In mörderischem Tempo

Wie sieht die Zukunft unseres Planeten aus? Und wie sieht die Zukunft jener zukünftigen Milliarden armer Menschen aus? Ich denke dabei nicht nur an die uns immer häufiger heimsuchenden Katastrophen (Erdbeben, Tsunamis, Dürren, Überschwemmungen Epidemien, und so weiter und so fort), sondern auch an die Hungersnöte, die aller Voraussicht nach unser Jahrhundert prägen werden. Die Massenvermehrung unserer umweltschädlichen Spezies wird der am Menschen erkrankten Natur den Rest geben – und auch ihn vernichten.

Während wir an unseren eigenen Exkrementen ersticken, rasen wir im wahrsten Sinne des Wortes in mörderischem Tempo dem unvorstellbaren Chaos entgegen, das wir heraufbeschworen haben, wir, die Menschen. Unsere Spezies und keine andere: WIR, DIE HOMO SAPIENS ...

Dass die Menschheit dies zugeht und dazu steht, ist von größter Wichtigkeit, so wie auch ein Alkoholiker zugeben muss, dass er allein für seine Abhängigkeit verantwortlich ist, wenn seine Therapie er-



folgreich sein soll. Denn es gibt keinen Ausweg, solange man andere für sein Handeln verantwortlich macht, wie jeder Psychiater bestätigen wird.

Verletzt und verwüstet – aber sie lebt noch

Da der Mensch die Ursache der Katastrophe ist, kann nur er das Ruder herumreißen und eine radikale Kehrtwendung vollziehen. Zur Wiedergutmachung zahlreicher irreparabler Schäden ist es freilich zu spät: die ausgestorbenen Tierarten sind für immer ausgelöscht, die verstrahlten Böden werden jahrtausendlang verstrahlt bleiben, die Eiskappen werden sich nicht neu bilden – wenigstens nicht zu Menschengedenken. Wir können nur versuchen, eine Erde zu retten, die wir mit unseren tödlichen Waffen, unseren todbringenden Technologien, unserer Gier nach Profit und unserer grenzenlosen Verantwortungslosigkeit verwüstet, verletzt und vergiftet haben – denn unser geräderter, zuckender Planet lebt noch.

Vielleicht können wir den Weltuntergang aufhalten, so wie man Aussatz heilt, ohne die von ihm hinterlassenen Schäden beheben zu können. Doch so wie die Dinge liegen, könnte es durchaus sein, dass wir erst dann von dem fatalen Kurs abweichen, wenn uns das Wasser bis zum Halse steht. Bis zu den Knien reicht es uns bereits.

Hier verdurstet und verdorrt sie, dort ertrinkt sie. Unsere Erde stirbt, und die Mächtigen dieser Welt rühren keinen Finger. Das Haus Erde stürzt ein. Wir müssten schnell, sehr schnell handeln, Schluss machen mit unseren wahrhaft kriminellen Verhaltensweisen und zwar sofort – nicht erst in fünf, zehn oder zwanzig Jahren, sondern JETZT.

Zu zahlreich geworden

Wir müssen endlich klar erkennen, dass wir zu zahlreich sind. Doch genau damit hapert es. Denn die Staaten, bzw. diejenigen, die sie regieren, eben-

so wie – leider! – die Mehrheit ihrer Wähler, weigern sich einzugestehen, dass das Problem oberste Priorität hat (weit mehr als Arbeitslosigkeit und Armut). Ihm oberste Priorität beizumessen, ist von existenzieller Bedeutung für die Rettung der Welt.

Wenn das Haus brennt, heisst es zuerst das Feuer löschen. Keine Rede davon, zur Arbeit zu fahren oder die Kinder zur Schule zu bringen – als Erstes muss der Brand gelöscht werden, das liegt auf der Hand! Sollte unser Instinkt derart verkümmert sein, dass unsere Reaktion darin bestünde, den Kopf unter die Kissen zu stecken und weiterzuschlafen?

Was tun wir, während die Erde wärmer und wärmer wird, die Gletscher schmelzen, der Meeresspiegel steigt? Während die Menschheit mit der schwierigsten Situation konfrontiert ist, in der sie sich jemals befand? Wir reden, wir diskutieren, wir dozieren in unzähligen Debatten, die zu keiner Einigung und keinen Beschlüssen führen, in Kolloquien, auf Konferenzen und in anderen sogenannten demokratischen Palavern, bei denen jeder nur seine eigene fixe Idee verfolgt und somit keine Fortschritte erzielt werden. Das liegt am System, an der Verwässerung der Verantwortung, vor allem jedoch an einer kolossalen Feigheit und der Weigerung, zuzugeben, dass 1) wir an allem schuld sind und 2) wir zu viele geworden sind, um die Erde nicht zugrunde zu richten und uns mit ihr.

Die Wahrheit über die grosse Gefahr

Bis vor Kurzem gingen die Wissenschaftler davon aus, dass die Eiskappen der Antarktis und Grönlands erst in mehreren tausend Jahren vollständig geschmolzen wären und der Meeresspiegel bis zum Ende des 21. Jahrhunderts um nicht mehr als 18 cm ansteigen würde (was, nebenbei bemerkt, bereits besorgniserregend ist).

Doch die jüngsten Entwicklungen – von den Forschern nicht vorhergesehen – zwingen diese zu Korrekturen ihrer Prognosen. Denn was die Spezialisten seit fünf Jahren in Grönland beobachten, ist im höchsten Grade beängstigend: Die Schmelzwassermenge der großen Gletscher hat sich verdoppelt oder verdreifacht, da wärmeres Wasser in die Fjorde gelangt ist und eine Erhöhung der Lufttemperatur bewirkte – was den Meeresspiegel weltweit sehr schnell um SECHS Meter ansteigen lassen könnte. Und das ist erst ein Anfang!

In den klassischen Theorien wurden Veränderungen solchen Ausmaßes nie in Betracht gezogen – was zeigt, dass auch noch so hochentwickelte Forschungsmethoden ihre Grenzen haben.

Wohin mit den Millionen von Evakuierten?

Dazu muss man wissen, dass selbst ein Anstieg des Meeresspiegels um nur einen Meter zu einer (an zahlreichen Orten der Welt bereits wahrnehmbaren) Erosion sämtlicher Küstenregionen führen würde. Immer häufiger werden einst friedliche Gegenden infolge gewaltiger Orkane überflutet und werden im Laufe der nächsten hundert Jahre wohl unweigerlich unter Wasser gesetzt werden, da verheerende Unwetter in Zu-

kunft immer heftiger und in kürzeren Zeitabständen niedergehen werden. Wo die Erde unter dem fortwährenden Ansturm der Elemente mehr und mehr absackt oder durch Erosion abgetragen wird, werden die herandrängenden Wassermassen und die Tornados Tausende oder gar Millionen von Küstenbewohnern zur Flucht ins Landesinnere zwingen. Im Norden wie im Süden werden zahllose an der Küste gelegene Millionenstädte von diesem Phänomen betroffen sein. Es fällt schwer, sich vorzustellen, wohin die Millionen von Katastrophenopfern, insbesondere in Süd- und Südostasien (Indonesien, Malaysia, Bangladesch, usw.), aber auch in San Francisco, New York, London, Amsterdam, Venedig, Kairo, ... fliehen könnten. Wo und wie sollen so gewaltige Flüchtlingsmassen untergebracht, ernährt und betreut werden?

Der Klimaforscher Richard Alley von der Universität von Pennsylvania erklärte in diesem Sinne: „[...] Es ist schwer vorstellbar, dass alle Küstenstädte der Erde hinter Deichen Schutz suchen und unausgesetzt von Unwettern heimgesucht werden!“ Doch genau dieser Alptraum steht uns bevor. Liefert die unlängst durchgeführte Evakuierung von mehreren hunderttausend New Yorkern sowie von über einer Million Menschen in New Jersey aufgrund einer Hochwassergefahr dem informierten Zeitgenossen oder auch nur dem aufmerksamen Beobachter nicht den Beweis dafür, dass die Bedrohung real ist und dass sich bestimmte führende Politiker dessen bewusst sind, dass ihnen indes keine andere Lösung einfällt als die Evakuierung? Ein übles Vorzeichen!

Atlantis in Asien

Unterdessen streiten sich die Experten, weichen die Politiker klaren Antworten aus und wehren sich Herr und Frau Nörgeler gegen jede noch so bescheidene Maßnahme zur Begrenzung der Treibhausgasemissionen und anderer leichtfertig ausgestoßener Schadstoffe. Man hängt zäh an den eingefleischten, verhängnisvollen Gewohnheiten.

Bedingt durch die Klimaerwärmung führen die mit dem Monsun einhergehenden Unwetter im Golf von Thailand zu ungewohnt starken Wellen, die an den auf einer Fläche von über 600 km² ohnehin bereits abgesackten Küsten nagen. In nur fünfzig Jahren werden mindestens 50 km und damit riesige Landflächen zwischen Bangkok und dem Meer überflutet sein – Gebiete mit einer hohen Bevölkerungsdichte, die (wie sollte es anders sein) äußerst dicht besiedelt sind. Bereits heute ist das Wasser in zahlreichen Küstenorten so weit vorgedrungen, dass sich die Menschen dort auf Muschelwällen im Meer fortbewegen. Bangkok ist dem baldigen Untergang geweiht. So gehen gewisse Meteorologen davon aus, dass die ganze Stadt in zwanzig Jahren „bis über die Knöchel“ im Wasser stehen und sich bis zum Jahr 2100 in ein „asiatisches Atlantis“ verwandeln wird: eine vom Meer verschlungene Stadt.

Und Bangkok hat zehn Millionen Einwohner! Jeder Kommentar erübrigt sich. Die Stadt sinkt bis unter den Meeresspiegel ab, wobei sich bestimmte Viertel in sechzig Jahren um 1,60 Meter gesenkt haben. Mehrere dieser Viertel sind mindestens zwei Monate im Jahr nicht bewohnbar. Die Höhe der vom Monsun er-

zeugten Wellen ist innerhalb weniger Jahre von einem Meter auf vier Meter gestiegen. Allmählich wird es üblich, die gesamte Stadt mit dem Boot statt mit dem Auto zu befahren.

Nach uns die Sintflut

Bangkok ist ein Beispiel dafür, was früher oder später alle Küstenstädte der Erde erwartet. In diesem „asiatischen Venedig“ hat der Weltuntergang bereits begonnen, anderen Großstädten steht er unmittelbar bevor. Doch die Menschheit schert sich wenig darum. Sie interessiert sich mehr für ihre Kirchturmpolitik und für die sexuellen Eskapaden der Prominenten. Die üblichste Reaktion gipfelt offenbar im altbekannten Spruch von der Sintflut, die nach uns kommen möge.

NACH uns? Wirklich? Wie optimistisch! Wo doch das Wasser bereits unter der Türschwelle durchsickert!

Einer meiner Freunde, der seit langem in Venedig lebt, verlässt seine geliebte Stadt, weil er ganz einfach nicht mehr kann: Jedes Jahr überschwemmt das Kanalwasser wochenlang seine Küche, so dass er mit hochgerollten Hosenbeinen in der schmutzigen Brühe herumwaten muss. Was nichts daran ändert, dass die Motoren weiterhin die Kanäle verpesten und vor Kurzem sogar ein Passagierschiff den Canale grande befuhr – ein absolutes Novum und bis dahin streng verboten.

Unter der Herrschaft des Menschen (und mag er auch noch so grob mit der Nase im Matsch landen) hält in der Tat nichts den Fortschritt der Dummheit auf.

Warum wir alle das Heidi lieben

■ Dominique Maurer

Die Geschichte trifft mitten ins Herz. Bis heute und immer wieder von Neuem. Die Geschichte des mittellosen Schweizer Waisenkindes, das, um nicht verdingt zu werden, bei seinem Großvater landet, welcher als Einsiedler hoch oben in den Bergen in einer Alphütte lebt; Heidi, das dort in der kargen und entbehrensreichen Gegend sein Glück findet, nachdem es nach einiger Zeit beim „Alpöhi“ von seiner Base wieder weggeholt wurde, an einen vornehmen Ort in der Stadt, wo es trotz der dortigen Annehmlichkeiten nicht glücklich sondern krank wird und deshalb wieder in die Berge zu seinem Großvater und zu seinem Hirtenfreund Peter, zu den Tannen, den Bergblumen und der Ziegenschar zurückkehren darf.

Wie kommt es, dass wir alle das Heidi so sehr lieben? Warum rührt uns dieses Wesen heute wie damals zu Tränen? Was ist an dieser ebenso einfachen wie einfältigen Geschichte so kraftvoll?

Es darf gespottet werden, dass dieser Kinder-Roman von Johanna Spyri einen verklärten Blick auf die Welt werfe, dass das Idyll der Na-



Glücklich, wer in den Bergen Zeuge eines Alpenglühens wird.

tur in den Schweizer Alpen unrealistisch dargestellt werde, dass der Roman die Figuren auf allzu simple Weise in „gute“ und „böse“ einteile, dass die Ansichten der Schriftstellerin veraltet und das Thema überholt sei – eine pubertäre, lokalpatriotische Angelegenheit und nicht der Rede Wert. Johanna Spyri, an eine nicht sonderlich glückliche Ehe gekettet, schrieb zuhause am Küchentisch Kinderbücher, um ihre postnatale Depression zu verarbeiten. Ein spitzfindiger Germanist hat zu allem Überfluss Quellen an die Öffentlichkeit gebracht, die beweisen sollen, dass der Heidi-Roman von Johanna Spyri ein Plagiat eines ursprünglich deutschen Schriftstellers sei.

Ein grosser Wurf

Jedoch: Der Geist weht wo er will. Die Figur der Protagonistin mit Taufname Adelheid, eingebettet in eine Rahmenhandlung, die bei näherem Betrachten ein durchaus schlüssiges, gar nicht etwa romantisierendes Bild des Zeitgeschehens im 19. Jahrhundert liefert, lässt sich nicht von Miesepetern und Besserwissern schlecht reden. Der Kinderbuchautorin Spyri ist mit dem Heidi-Roman ein großer Wurf gelungen. Zeugen berichten, dass sie sich beim Schreiben des ersten Bandes, den sie in vier Wochen fertig stellte, in einem tranceähnlichen Zustand befunden habe. Nebst dem Plot – wenn dieser denn gestohlen sein soll – sind die plastischen Beschreibungen von

Landschaft und Tierwelt, die sprachliche Dichte in den Dialogen und die starken Symbole, die die Charaktere der Figuren zutreffend beschreiben, bemerkenswert.

Ein paar Zeilen aus der Erstfassung des Romans genügen, um sich in Bann ziehen zu lassen – ein paar Zitate, die Heidis Bergwelt vortrefflich beschreiben und die Glückseligkeit des Kindes mit einer schlichten Hingebung aufzeichnen, wie sie nur in tiefter Versunkenheit dergestalt formuliert werden konnte.

Hinauf zu Heidi

... Vom freundlichen Dorfe Mayenfeld führt ein Fußweg durch grüne, baumreiche Fluren bis zum Fuße der Höhen, die von dieser Seite groß und ernst auf

das Tal hernieder schauen. Wo der Fußweg zu steigen anfängt, beginnt bald Heideland mit dem kurzen Gras und den kräftigen Bergkräutern dem Kommenden entgegen zu duften, denn der Fußweg geht steil und direkt zu den Alpen hinauf...

Höhenwind

...So kam der Abend heran. Es fing an stärker zu rauschen in den alten Tannen, ein mächtiger Wind fuhr daher und sauste und brauste durch die dichten Wipfel. Das tönte dem Heidi so schön in die Ohren und ins Herz hinein, dass es ganz fröhlich darüber wurde und hüpfte und sprang unter den Tannen umher, als hätte es eine unerhörte Freude erlebt...

Distelfink

...Auf einmal sprang Peter auf und setzte in großen Sprüngen den Geißen nach, und das Heidi lief hintendrein; da musste etwas begegnet sein, es konnte da nicht zurückbleiben. Der Peter sprang durch das Geißenrudel hindurch der Seite der Alm zu, wo die Felsen schroff und kahl weit hinabsteigen und ein unbewusstes Geißlein, wenn es dorthin ging, leicht hinunterstürzen und alle Beine brechen konnte. Er hatte gesehen, wie der vorwitzige Distelfink (Name der Ziege) nach jener Seite hin gehüpft war, und kam noch gerade recht, denn eben sprang das Geißlein dem Rande des Abgrunds zu. Peter wollte es eben packen, da stürzte er auf den Boden und konnte nur noch im Sturze ein Bein des Tierleins erwischen und es daran festhalten. Der Distelfink meckerte voller Zorn und Überraschung, dass er so am Bein festgehalten und am Fortsetzen seines fröhlichen Streifzugs gehindert war, und strebte eigensinnig vorwärts. Der Peter schrie nach Heidi, dass es ihm beistehe, denn er konnte nicht aufstehen und riss dem Distelfink fast das

Bein aus. Heidi war schon da und erkannte gleich die schlimme Lage der Beiden. Es riss schnell einige wohlduftende Kräuter aus dem Boden und hielt sie dem Distelfink unter die Nase und sagte begütigend: «Komm, komm, Distelfink, du musst auch vernünftig sein! Sieh, da kannst du hinabfallen und ein Bein brechen, das tut dir furchtbar weh.»

...Das Geißlein hatte sich schnell umgewandt und dem Heidi vergnüglich die Kräuter aus der Hand gefressen. Derweilen war der Peter auf seine Füße gekommen und hatte den Distelfink an der Schnur erfaßt, an welcher sein Glöckchen um den Hals gebunden war, und Heidi erfasste diese von der andern Seite, und so führten die Beiden den Ausreißer zu der friedlich weidenden Herde zurück. Als ihn aber Peter hier in Sicherheit hatte, erhob er seine Rute und wollte ihn zur Strafe tüchtig durchprügeln, und der Distelfink wich scheu zurück, denn er merkte, was begegnen sollte. Aber Heidi schrie laut auf: «Nein, Peter, nein, du musst ihn nicht schlagen, sieh, wie er sich fürchtet!» «Er verdient's», schnurrte Peter und wollte zuschlagen. Aber Heidi fiel ihm in den Arm und rief ganz entrüstet: «Du darfst ihm nichts tun, es tut ihm weh, lass ihn los!» Peter schaute erstaunt auf das gebietende Heidi, dessen schwarze Augen ihn so anfunkelten, dass er unwillkürlich seine Rute niederhielt. «So kann er gehen, wenn du mir morgen wieder von deinem Käse gibst», sagte dann der Peter nachgebend, denn eine Entschädigung wollte er haben für den Schrecken. «Allen kannst du haben, das ganze Stück morgen und alle Tage, ich brauche ihn gar nicht», sagte Heidi zustimmend, «und Brot gebe ich dir auch ganz viel, wie heute; aber dann darfst du den Distelfink nie, gar

nie schlagen und auch das Schneehöppli nie und gar keine Geiß.» «Es ist mir gleich», bemerkte Peter, und das war bei ihm so viel als eine Zusage. Jetzt ließ er den Schuldigen los, und der fröhliche Distelfink sprang in hohen Sprüngen auf und davon in die Herde hinein...

Feurige Rosen im Schnee

...So war unvermerkt der Tag vergangen, und schon war die Sonne im Begriff, weit drüben hinter den Bergen hinabzugehen. Heidi saß wieder am Boden und schaute ganz still auf die Blauglöckchen und die Cystusröschen, die im goldenen Abendschein leuchteten, und alles Gras wurde wie golden angehaucht und die Felsen droben fingen zu schimmern und zu funkeln an, und auf einmal sprang Heidi auf und schrie: «Peter! Peter! Es brennt! Es brennt! Alle Berge brennen und der große Schnee drüben brennt und der Himmel. O sieh! sieh! Der hohe Felsenberg ist ganz glühend! O, der schöne, feurige Schnee! Peter, sieh auf, sieh, das Feuer ist auch beim Raubvogel! Sieh doch die Felsen! Sieh die Tannen! Alles, alles ist im Feuer!» «Es war immer so», sagte jetzt der Peter gemütlich und schälte an seiner Rute fort, «aber es ist kein Feuer.» «Was ist es denn?», rief Heidi und sprang hierhin und dorthin, dass es überallhin sehe, denn es konnte gar nicht genug bekommen, so schön war's auf allen Seiten. «Was ist es, Peter, was ist es?», rief Heidi wieder. «Es kommt von selbst so», erklärte Peter. «O sieh! sieh!», rief Heidi in großer Aufregung, «auf einmal werden sie rosenrot! Sieh den mit dem Schnee und den mit den hohen, spitzigen Felsen! wie heißen sie, Peter?» «Berge heißen nicht», erwiderte dieser. «O wie schön, sieh den rosenroten Schnee! O, und an den Felsen oben sind viele, viele Rosen! O, nun werden sie grau! O! O! Nun ist alles

ausgelöscht! Nun ist alles aus, Peter!» Und Heidi setzte sich auf den Boden und sah so verstört aus, als ginge wirklich alles zu Ende. «Es ist morgen wieder so», erklärte Peter. «Steh auf, nun müssen wir heim.» Die Geißen wurden herbeigepfiffen und -gerufen und die Heimfahrt angetreten. «Ist's alle Tage wieder so, alle Tage, wenn wir auf der Weide sind?», fragte Heidi, begierig nach einer bejahenden Versicherung horchend, als es nun neben dem Peter die Alp hinunterstieg. «Meistens», gab dieser zur Antwort. «Aber gewiss morgen wieder?», wollte es noch wissen. «Ja, ja, morgen schon!», versicherte Peter...

Die Bedeutung der Kraft der Berglandschaft als Symbol bringt Johanna Spyri mit der Heidi Geschichte auf den Punkt. Wir alle spüren die Erhabenheit des Bergfriedens. Das Gefühl, das wir an hoch liegenden Aussichtspunkten in der freien Natur empfinden, hat etwas Sakrales an sich. Glücklicherweise an einem sonnigen Abend in den Bergen ist, wo ein Alpenglühn stattfindet: Es stellt für die menschliche Seele eine besondere Weihe dar (vgl. Canetti, Elias, 1980, S. 204, Masse und Macht).

Unbewusste Vorbotein des Naturschutzes

Das Heidi lernt im ersten Band „Heidis Lehr- und Wanderjahre“ bekanntlich die Umgebung seiner Vorfahren hoch oben in den Bündner Bergen zu schätzen, als es im Kindergartenalter zu seinem Großvater, dem einsiedlerischen Alpöhi gebracht wird, der es auf seine etwas ruppige, aber liebevolle Weise aufzieht. Heidi lebt sozusagen im „Zen“ inmitten der kräftigen Natur. Doch jäh wird es aus dieser meditativen Umgebung herausgerissen, als man

nach zwei Jahren beschließt, das nunmehr schulpflichtige Kind in die Zivilisation zurück zu bringen, sogar noch ins Ausland, in die Stadt. Es soll der gelangweilten Tochter eines reichen Handelsmanns, der an den Rollstuhl gefesselten Klara, Gesellschaft leisten und als ihre Gespielin dienen. Heidi kommt mit der Metropole Frankfurt in Berührung, die es überhaupt nicht versteht, und mit einer Vielzahl von Bediensteten, strengen Vorschriften, stickiger Luft und verschlossenen Türen. Es lernt hier aber auch lesen, schreiben und nähen. Hier offenbart sich Johanna Spyri, wahrscheinlich unbewusst, als Vorbotin von Umweltaktivisten: Sie zeigt auf, wie die Romanheldin unbeirrt ihren Weg geht, ihrem Naturherzen folgt, alles erduldet, was ihr aufgetragen wird, aber wachen Kopfes lernt und Erfahrung sammelt – immer mit dem klaren Ziel, das für sie einzig Lebendige und Wahre bald wieder mitgestalten zu dürfen, in ihrer Welt der Tiere und Berge; Heidi hält durch mit der Sehnsucht im Herzen, bald heim zu dürfen zu den einfachen Menschen und den Tieren, um ihnen zu helfen und um glücklich mit ihnen zu sein.

Der unwiderstehliche Ruf der Heimat

Da Heidi als verdingtes Bauernmädchen aber über ihr Schicksal nicht zu bestimmen hat in einer Zeit, in der in vielen Teilen der Schweiz Hungersnot herrscht und sklavenartige Kinderarbeit an der Tagesordnung ist, erlischt ihr Stern beinahe, denn sie begreift, dass sie nie mehr heimkehren kann, wenn die Herrschaft sie dort haben will, wo sie jetzt ist – sie wird nicht nach ihren Bedürfnis-

sen gefragt. Heidi fügt sich. Sie rebelliert nicht. Sie wird aber zunehmend apathischer und mag nicht mehr essen. Ihre vererbte Anlage zum Somnambulismus kommt zum Vorschein und sie fängt an zu nacht wandeln. Nicht zuletzt, weil die Gesellschaft in Frankfurt, bei der das kleine Mädchen untergekommen ist, mit einem kranken Kind keinen Gewinn hat. Da sein Naturell im wahrsten Sinne des Wortes nicht gebändigt werden kann, wird es nunmehr wieder in seine armseelige Heimat abgeschoben. Für Heidi aber ist es die Erfüllung seiner Träume, es wird sofort gesund, sobald es zuhause ist: Happyend.

Heilende Natur

Die Urfassung des Romans, dessen Geschichte hier endete, war kurz nach seiner Erscheinung vergriffen. So erfolgreich hatte sich wohl noch nie ein Kinderbuch verkauft. Die Autorin ließ sich nicht lange bitten und brachte nach dem ersten alsbald einen zweiten Band (unter dem Titel „Heidi kann brauchen, was es gelernt hat“) heraus. Ihre Heldin aus den Bündner Alpen zeigt sich auch in diesem Werk als unbeirrte Botschafterin der heilenden Natur. Sie agiert diesmal als Helferin von der Alphütte aus – jetzt kommen die Leute aus Frankfurt sie und den Großvater besuchen. Legendär die Szene, in der der Geißpeter aus Eifersucht auf den Besuch aus der Stadt Klaras Rollstuhl über eine Felswand stößt.

Im Roman lernt die gelähmte Klara auf der Alp dann, ohne Rollstuhl auf sich selbst gestellt und dank der anregenden Bergluft, dank Heidis unermüdlichem Motivieren und der auf besondere Art

aufbereiteten Ziegenmilch das Gehen.

Wir sind nicht so naiv zu behaupten, dass gehbehinderte oder querschnittgelähmte Menschen einfach nur auf die Alp müssten und aufgrund der würzigen Luft und der kräftigenden frischen Milch plötzlich zu gehen beginnen könnten – allzu schön wäre diese Vorstellung. Im Falle von Klara mag es sich aber wohl nicht um eine klassische Paraplegie sondern um eine Art „Zivilisations-Schwäche“ gehandelt haben, weswegen sie bis dahin nicht hatte gehen können. Wenn man sich die unvorstellbar einengenden Korsetts vor Augen hält, die vor allem die jungen Frauen zu tragen hatten, und die geistige Enge der viktorianischen Erziehung bedenkt mit ihrer Fixiertheit auf Paragraphen, Vorsichtsmaßnahmen und Sittenwächereien, so kann man sich gut vorstellen, dass das Leiden von Klara im Grunde auf eine Somatisierung der totalen geistigen und emotionalen Paralyse zurückzuführen ist. Mangelnde Bewegung, zu flacher Atem, unterdrückte Grundbedürfnisse – Klassiker unter den Zivilisationsünden.

Das Idol aus den Alpen, dessen imaginäre Geschichte die Herzen von Millionen von Menschen auf der ganzen Welt berührt, führt vor Augen, wie einfach es sein kann, eine ausgewogene Lebensführung umzusetzen.

Der unverrückbare Fels – die Vatergestalt

Der Alpöhi spielt nebst Klara und Peter eine zentrale Rolle in der Geschichte unserer kleinen tierliebenden und naturschützenden Heldin.

Er ist ihr ruhender Pol; ein alter Mann, der viel von der Welt gesehen hatte und an ihr zerbrochen war, und der sich eigentlich aus Groll und Schmach zurückziehen wollte. Seit das Kind bei ihm ist, blüht er auf und vollbringt wunderbare Dinge zum Wohle aller Beteiligten, angestachelt von seiner unermüdlichen Enkelin. Hoch interessant ist die Textpassage, in der sein Geheimnis um die genaue Herkunft der kostbaren und heilsamen Alpenmilch gelüftet wird:

...Jetzt erschien der Peter mit seiner Geißenschar, und während das Heidi durch die allseitigen Morgenbegrüßungen gleich mitten in die Herde hineingedrängt wurde, nahm der Öhi den Peter ein wenig auf die Seite, damit dieser verstehen könne, was er ihm zu sagen hatte, denn die Geißen meckerten immer, eine stärker als die andere, vor lauter Freude und Freundschaftsbezeugungen, sobald sie das Heidi in ihrer Mitte hatten.

«Jetzt hör zu und pass auf», sagte der Öhi. «Von heut' an läßt du dem Schwänli (Name der Ziege) seinen Willen. Es hat die Fühlung, wo die kräftigsten Kräutlein sind; also wenn es hinauf will, so gehst du nach, den anderen tut's ja auch gut, und wenn es höher will, als du sonst mit ihnen gehst, so gehst du wieder und hältst es nicht zurück, hörst du! Wenn du auch ein wenig klettern musst, schad' nichts, du gehst, wo es will, denn in der Sache ist es vernünftiger als du und es muss nur noch vom Besten bekommen, dass es eine Prachtmilch gibt.»...

Heidis Sehnsucht ist auch unsere Sehnsucht

Der Großvater und der Ziegenpeter sind die Agenten

unserer kleinen Wohltäterin, die mit ihrer quirligen und großherzigen Art die Fäden zieht und Freude schenkt. Durch Peters ungestüme Kraft und dank des Großvaters Weisheit können alle die kleinen und großen Wunder geschehen, die eigentlich von dem kleinen Mädchen hervorgebracht werden. Die wirklich unumstößlichen Wunder im Roman sind die, dass das unverdorbene Naturkind es schafft, Vorurteile abzubauen und Frieden zu stiften. Ihre rührende Unverfrorenheit, ihre frühreife Empathie und ihr großartiges Talent zur Kontemplation machen deutlich, wie sehr die Welt Vorbilder braucht wie sie. Heidis Sehnsucht rührt eine unserer tiefsten Saiten in uns an, die Sehnsucht nach Frische, Ruhe, Klarheit. Sie ist im wahrsten Sinne ein Vorbild, sie rennt immer „voraus“ mit ihrem deutlichen „Bild“ vor dem geistigen Auge. Sie kann gar nicht anders und will auch nicht. In ihrer Genügsamkeit und Tierliebe gemahnt sie an Franz von Assisi, in ihrer Verzückung erscheint sie uns als kleiner Buddha.

...Das Thal lag weit unten im vollen Morgenglanz; vor sich sah Heidi ein großes, weites Schneefeld sich erheben hoch in den dunkelblauen Himmel hinauf, und links davon stand eine ungeheure Felsenmaße, und zu jeder Seite derselben ragte ein hoher Felsenthurm kahl und zackig in die Bläue hinauf und schaute von dort oben ganz ernsthaft auf das Heidi nieder. Das Kind saß mäuschenstill da und schaute ringsum, und weit umher war eine große, tiefe Stille; nur ganz sanft und leise ging der Wind über die zarten, blauen Glockenblümchen und die gol-

den strahlenden Cystusröschen, die überall herumstanden auf ihren dünnen Stengeln und leise und fröhlich hin- und hernickten...

...Dem Heidi war es so schön zu Muth, wie in seinem Leben noch nie. Es trank das goldne Sonnenlicht, die frischen Lüfte, den zarten Blumenduft in sich ein und begehrte gar nichts mehr, als so da zu bleiben immerzu...

Struktur der Natur als Mass menschlichen Handelns

Gewiss ist es auch das Mitleid, das Heidi in uns durch seine bitter arme Herkunft erweckt, es ist im Grunde genommen die eigentlich grausame Rahmenhandlung, die realistischer und herzzerbrechender kaum hätte dargestellt werden können, welche uns schockiert und empört. Es ist uns klar, dass nicht jedes kleine Kind so stark ist wie dieses fiktive Alpenkind und die Traumata, wie sie in diesem Roman beschrieben werden, offensichtlich so heil übersteht. Manch ein Kind kann sich von solcherlei erlebten Strapazen nicht mehr erholen, und all zu oft gibt es kein Happyend in der Lebensgeschichte. Und sicher darf man auch nicht vergessen, dass nebst der Schönheit der Bergwelt die Armut hinter der malerischen Kulisse ihre furchtbar hässlichen Seiten hat und es wohl damals nicht immer nur nach würzigen Tannen mag geduftet haben. Sicher ist aber, dass wir in Heidi erkennen können, dass es gilt, sich beim menschlichen Handeln an die vorgegebene Struktur der Natur als Maß menschlichen Handelns zu erinnern. Natur ist vom menschlichen Handeln nicht zu trennen. Wir

leben in Symbiose mit der Natur, die uns als Feindin wie als Spenderin des Lebens erscheint und die wir als Gegenstand pflegenden Handelns erfahren. Heidi erinnert uns daran, wenn sie Wind und Wetter trotzt und sogar darob gesundet, und wenn sie wie meistens daran ist, die tägliche Ordnung den natürlichen Gegebenheiten anzupassen.

Der Schlüssel zu einem verschlossenen Raum

Wir missachten heute unsere Fähigkeit, uns selber beschränken zu können. Der moderne Mensch hat weithin das Maß verloren. Damit hat er zugleich die Fähigkeit zu einem fundamentalen Vollzug von Freiheit verloren (vgl. Honecker, Martin, 1995, S. 246, Grundriss der Sozial-



ethik). Nach genau dieser Freiheit sehnen wir uns aber: Wir sind verloren in unserer Zeit der unendlichen Möglichkeiten, in der kein Stein mehr auf dem anderen sicher scheint, in der sich die verschiedensten Religionen vor unserem Bewusstsein die Türklinke in die Hand geben und die Wissenschaft nur noch sagen kann „Wir wissen es auch nicht.“ Wir sind auf uns selber zurückgeworfen, irgendwo in unserem Innersten die

Verantwortung für eine Freiheit zu finden, die über den individuellen Freiheitsgedanken hinausgeht. Wir suchen eine Freiheit, welche Gesetzen unterliegt, die alle etwas angehen; wir träumen von klaren Hinweisen, die uns verständlich erscheinen. Die Natur und die Tierwelt schützend und verstehend zu leben, ist der Schlüssel zu diesem uns so oft verschlossenen Raum. Heidi trägt diesen Schlüssel in ihrem Herzen und ist dort zuhause - deshalb lieben und verehren wir sie so sehr.

...In der Nacht kam der Wind so gewaltig, dass bei seinen Stößen die ganze Hütte erzitterte und es in allen Balken krachte; durch den Schornstein heulte und ächzte es wie Jammerstimmen, und in den alten Tannen draußen tobte es mit solcher Wut, dass hier und da ein Ast niederkrachte. Mitten in der Nacht stand der Großvater auf und sagte halblaut vor sich hin: «Es wird sich wohl fürchten.» Er stieg die Leiter hinauf und trat an Heidis Lager heran. Der Mond draußen stand einmal hell leuchtend am Himmel, dann führen wieder die jagenden Wolken darüber hin und alles wurde dunkel. Jetzt kam der Mondschein eben leuchtend durch die runde Öffnung herein und fiel gerade auf Heidis Lager. Es hatte sich feuerrote Backen erschlafen unter seiner schweren Decke, und ruhig und friedlich lag es auf seinem runden Ärmchen und träumte von etwas Erfreulichem, denn sein Gesichtchen sah ganz wohlgenut aus. Der Großvater schaute so lange auf das friedlich schlafende Kind, bis der Mond wieder hinter die Wolken trat und es dunkel wurde, dann kehrte er auf sein Lager zurück...

Kampfjetlärm im Oberhasli

«Psychologische Kriegsführung gegen die Bevölkerung»

■ Silvio Baumgartner



Kampfjet F/A-18 Hornet der Schweizer Luftwaffe durchbricht die Schallmauer. Selbst das Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport VBS räumt ein: Ein F/A-18 ist fünfmal lauter als ein Tiger-Kampfjet.

Geht es um Militärisches, ist es mit der Demokratie in der Schweiz vorbei. An einem Infoanlass auf dem Militärflugplatz Meiringen Ende August stiess das Verteidigungsdepartement VBS viele der 70 Anwesenden vor den Kopf. Schon vor dem Anlass hatte das VBS klargemacht: eine Reduktion der Flugbewegungen im Haslital steht nicht zur Debatte.

Verteidigungsminister Ueli Maurer hatte bereits im April 2010 klargemacht: eine Reduktion der Flugbewegungen auf dem Militärflugplatz Meiringen-Unterbach kommt nicht in Frage. Von

dieser Haltung ist das VBS (Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport) kein Jota abgerückt. Bis zu 5000 Kampfjet-Bewegungen – davon 4500 mit den F/A-18-Jets – seien unabdingbar, sonst könne die Luftwaffe ihren Auftrag nicht mehr erfüllen, heisst es. Diese Zahl soll nun auch im Objektblatt des Sachplans Militär festgeschrieben werden. Bei weniger Flügen wäre der wirtschaftliche Betrieb des Flugplatzes Meiringen in Frage gestellt, heisst es weiter.

Das wirft schon mal vorweg zwei Fragen auf: Wozu denn überhaupt eine «Mitwirkung», wie sie am 18. August 2011 anlässlich einer Informationsveranstaltung auf dem Militärflugplatz lanciert wurde, wenn das VBS im

Vornherein klarmacht, dass es gar nicht zum Verhandeln bereit ist? Und: was heisst denn hier «wirtschaftlicher Betrieb» des Flugplatzes Meiringen? Je mehr Flüge, die auf Kosten des Steuerzahlers Kerosin verbrennen, desto «wirtschaftlicher»? Kann es «wirtschaftlich» sein, dass im engen Haslital und in der Region Brienzersee jedes Jahr ein satter dreistelliger Millionenbetrag in ohrenbetäubendem Schall und Rauch aufgeht?

«Dicht machen»

«Eine solche Logik kann ich nur als bizarr bezeichnen», meint eine Sprecherin der Hoteliers von Brienz* «Es ist doch das Gegenteil von wirtschaftlich, wenn durch Militärfluglärm die Wirtschaft einer ganzen Talschaft, die zu einem überwiegenden Teil vom Tourismus lebt, ruiniert wird!» Die Vizepräsidentin des Hotelvereins Brienz wird noch deutlicher: «Wenn das VBS an seinen Flugplänen festhält, können das Oberhasli und unsere ganze touristisch einmalige Region gleich dicht machen.»

Müssen die Bewohner der betroffenen Region all dies, sowie die damit verbundene massive Luftverschmutzung erdulden? Darf das VBS den Militärflugplatz Meiringen derart intensiv nutzen, wie es dies zurzeit tut? Mit diesen fundamentalen Fragen setzt sich die Fondation Franz Weber (FFW) seit ge-

raumer Zeit auseinander. Zwar lehnte das Schweizer Stimmvolk vor drei Jahren die von der FFW lancierte Initiative «Gegen Kampfjetlärm in Tourismusgebieten» ab. Im Oberhasli und den angrenzenden Gemeinden aber wurde sie deutlich angenommen; und die Grundfrage bleibt: *Wie viel Lärm, Dreck und Gift darf den Ansässigen zugemutet werden?*

Keine Kompromisse

Als Kompromiss hatte ein vermittelndes Kontaktgremium, bestehend aus den Behörden, Vertreterinnen und Vertretern der betroffenen Gemeinden sowie der involvierten touristischen Vereinigungen gefordert, die Flugbewegungen in Meiringen-Unterbach jährlich auf 2500 Starts oder Landungen mit lärmintensiven Kampfjets zu beschränken und während der touristischen Hochsaison im Sommer vier Monate nicht zu fliegen. Die Belastung wäre auch so noch sehr hoch. Doch hätte man eine deutliche Reduktion erreicht, bei gleichzeitigem Erhalt der rund 200 Arbeitsplätze rund um den Flugplatz.

Davon will das VBS nichts wissen. Im Objektblatt für den Flugplatz Meiringen will es 7200 Flugbewegungen festschreiben, davon 5000 mit Jets. 4500 davon entfallen auf den lärmintensiven F/A-18, 500 auf den Tiger. «Das ist die Anzahl Bewe-

gungen, die der Staffelbetrieb braucht», erklärt Flugplatzkommandant Peter Merz. Eine Berufsstaffel mit F/A-18-Jets ist seit 2006 in Meiringen stationiert. Immer wieder monieren die Militärs, gegenüber dem Sachplan von 2001, der bis zu 10'500 Flugbewegungen gestattet, werde die Zahl der Flugbewegungen deutlich reduziert.

«Desinformation»

Doch gegen diese Rechenschiebereien haben Fachleute* plausible Einwände: «2001 – als dieses Blatt erarbeitet wurde, flogen im Haslital noch keine F/A-18. Doch eben diese sind fünfmal so laut wie Tiger-Kampffjets, die damals hauptsächlich in Unterbach starteten und landeten.» Somit entsprächen 4500 F/A-18-Flüge lärmässig 22'500 Tiger-Flugbewegungen. «So etwas erwähnt das VBS nur ungerne.» Die Sachverständigen entlarven weitere mutwillige Realitätsverzerrungen des VBS. Etwa dass bei der Ermittlung für die Lärmbelastung in der Talschaft über 365 Tage gemessene Durchschnittswerte genommen werden, ohne die unerträglich lauten Spitzenwerte beim Start eines F/A-18, zu 90 Prozent noch dazu mit Nachbrenner, zu betrachten. Oder das Ausklammern der Tatsache, dass der Flugraum über der Region Haslital noch eine massive zusätzliche Lärmbelastung erleidet, durch den oberhalb des Brienzensees und des Hotels Giessbach gelegenen Schiessplatz Axalp. Die Schiessübungen von Kampffjets, die auf anderen Flugplätzen gestartet sind, werden natürlich nicht in dem Lärmkorsett berücksichtigt. Angesichts dieser Umstände

muss dem VBS eine perfide Desinformation der Lokalbevölkerung, eine Art von psychologischer Kriegsführung gegen die Betroffenen vorgeworfen werden. Ein konstruktiver Dialog mit der Region für ein mögliches Nebeneinander von Militärflugplatz, Tourismus und Lebensqualität der Anwohner wird stur abgelehnt. Erpresserisch droht das VBS, entweder die nochmalige Lärmzunahme wird akzeptiert, oder der Flugplatz wird geschlossen.

Es ist nun an der Bevölkerung und den Behörden der betroffenen Gemeinden, sich legal mit allen Mitteln in den kommenden Wochen gegen die Festsetzung des neuen Sachplans zur Wehr zu setzen. Wie gross letzten Endes die Lärmbelastung sein wird, legen nicht der Bundesrat oder das VBS einseitig fest, sondern die Anwohner des Haslitals. Im Wallis haben sich die Behörden und die Tourismusorganisationen durchgesetzt. In Zukunft werden dort (Flugplatz Sion) keine F/A-18 Bewegungen mehr stattfinden, wie Bundesrat Maurer diese Woche bekannt gegeben hat.



Wenig Platz, lärmgeplagte Bevölkerung. Ganz besonders in engen Tälern, wo die Berghänge wie Reflektoren den Krach der Kampffjets noch verstärken.

Inserate gegen Fluglärm

An der Mitwirkung können alle teilnehmen. Die Gemeinden werden die Eingaben der Bevölkerung sammeln und bündeln. Von dort geht es zum Kanton. Im Februar 2012 wird dann voraussichtlich der Regierungsrat seine Stellungnahme zum Sachplan abgeben. Das VBS ist allerdings nicht verpflichtet, Eingaben zu berücksichtigen. Entscheidende Instanz ist der Bundesrat. Ist aber der lokale politische Druck gross genug, so wird dies erfahrungsgemäss vom Kanton und vom VBS berücksichtigt, wie das in den vergangenen Jahren im Wallis der Fall gewesen ist.

Mittlerweile schaltet die IGF Inserate in der lokalen Presse mit Wortlauten wie: «Das VBS bestätigt: 1 F/A-18 ist 5 x lauter als ein Tiger!!! Im Sachplan Militär steht: 500 Tiger und neu 4'500 F/A-18 pro Jahr, d.h. Lärm wie 23'000 Tiger!!» Auch der Hotelierverein Brienz inseriert: «FA/18 Flüge während den fünf letzten Jahren durchschnittlich 3388 pro Jahr. Neu Sachplan Militär F/A18 4500 Flüge. Das bedeutet ab

2012 eine weitere Lärmzunahme von 30%, obwohl das Kontaktgremium der Region einstimmig max. 1250 F/A-18 Bewegungen pro Jahr fordert!»

Der Rechtsweg

Zudem beschreitet die IGF** in Zusammenarbeit mit dem auf Fluglärm spezialisierten Zürcher Anwalt Peter Ettler den Rechtsweg. Die IGF werde das Verteidigungsdepartement VBS nun zunächst zu einer Verfügung auffordern, sagt Ettler. Darin soll die Zahl der Flugbewegungen mit den FA-18-Jets auf jährlich 1250 begrenzt werden. Zudem solle die Sommerpause ohne Starts und Landungen von zwei auf vier Monate ausgedehnt werden. Kommt das VBS der Aufforderung nicht nach, will sich die IGF ans Bundesverwaltungsgericht wenden. In letzter Konsequenz sei auch ein Gang nach Strassburg denkbar, meint Peter Ettler.

Schliesslich gibt es auch noch das Rechtsschutzbegehren, welches der Genfer Anwalt Rudolf Schaller im Auftrag verschiedener Interessenten eingereicht hat. Zu den Klägern gehören die Stiftung «Giessbach dem Schweizervolk», die Parkhotel Giessbach AG sowie diverse Hoteliers der Region Brienz. «Es geht darum, die Rechte der Bevölkerung im Berner Oberland Ost zu schützen», erklärt Rudolf Schaller. «Deshalb wollen wir die Frage des Lärms und der Schadstoff-Emissionen der Kampffjets auf rechtlicher Ebene klären lassen.»

* Namen der Redaktion bekannt

** Interessengemeinschaft für weniger Fluglärm



21. August 2011: Eine der letzten Corridas in Barcelona, in der dreiviertel leeren Arena der „Monumental“.

Stierkampf

Gewalt geht uns alle an

■ Text und Fotos Vera Weber

Die Fondation Franz Weber, die sich den Kampf für die Abschaffung der Corrida auf das Banner geschrieben hat, macht im alten Kontinent und in Übersee dank ihrem neuen, effizienten Tierschutzkommando für Spanien und Lateinamerika beachtliche Fortschritte. Ich will nicht bestreiten, dass mir diese Kampagne besonders am Herzen liegt. Wie sollen wir im Tierschutz Fortschritte machen können, wenn die Folter und langsame Tötung eines lebenden, empfindenden und beseelten Wesens immer noch als Publikumsvergnügen zur Schau gestellt werden? Wie sollen wir unseren Kindern Mitgefühl und Respekt vor dem Leben beibringen, während in den Arenen systematisch und mit

geilem Ergötzen Leben zerstört wird? Wir werden bei der Suche nach einem zivilisierten Gleichgewicht erst dann weiter kommen, wenn wir uns vom Stierkampf, diesem letzten Fetzen einer finsternen und fern liegenden Vergangenheit, befreit haben.

„Mitleid mit den Tieren hängt mit der Güte des Charakters so genau zusammen, daß man zuversichtlich behaupten darf, wer gegen Tiere grausam ist, könne kein guter Mensch sein.“

Arthur Schopenhauer

Tradition und Picasso

Kürzlich gestand mir ein Freund, als ich ihm stolz die verschiedenen Aktionen der Fondation Franz Weber zur Abschaffung des Stierkampfes aufzählte, seine Sympathie für die Corrida: „Pardon“, sagte er

etwas geniert, „aber wenn ich an die Corrida denke, dann fallen mir Goya, Picasso und Hemingway ein. Was für grosse Namen! Welch grandiose Kunst! Eine kulturelle Tradition, lebenswichtig für die Identität des spanischen Volkes, ein schönes, erhabenes und

althergebrachtes Ritual mit tiefer Symbolik, ein einzigartiger Kampf, dem sich Mensch und Stier hingeben!“ Die menschliche Freiheit schlechthin komme hier zum Ausdruck, schloss er bewegt, er könne nicht glauben, dass ich eine so

vollkommene Kunst abschaffen wolle!

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass ich meinen Ohren nicht traute. Wenn Spanier, eingefleischte Stierkampfanhänger, solche Thesen vertreten, kann das kaum überraschen, wenn aber ein Schweizer, ein Tierliebhaber noch dazu, eine Lobrede auf den Stierkampf hält, dann bleibt mir die Sprache weg. Er ist aber bei Weitem nicht der Einzige! Im Laufe von Gesprächen und Diskussionen hören wir immer wieder Menschen, die nach eigenen Angaben ein Herz für Tiere haben, im Namen der „Tradition“ Loblieder auf diesen veralteten, blutrünstigen und infamen Brauch singen. Und zum x-ten Male bekomme ich zu hören, dass ich nichts davon verstehe, dass dieser edle Kampf zwischen Mensch und Tier ein symbolisches Drama sei, für eine ganze Nation Kunst und Kultur bedeute und die theatral darge-

stellte, tragische Krönung von Leben und Tod verkörpere...

Einer Corrida beiwohnen

Um mich zu informieren, sehe ich mir seit einigen Jahren Videodokumente an und nehme bei Stierkämpfen aufgenommene Fotografien unter die Lupe. Ich kenne sehr wohl diesen sogenannten „Gleich gegen Gleich-Kampf“ zwischen Toro (Stier) und Torero. Wie viele Tränen habe ich nicht geweint angesichts dieser grausamen Metzerei, wie viele schlaflose Nächte haben mir die quälenden Bilder nicht schon bereitet.

Aber nie habe ich eine Corrida mit eigenen Augen gesehen, nie habe ich das grelle Tuten, Flöten und Quäken des Stierkampforchesters mit eigenen Ohren gehört, nie habe ich den Geruch von Tier und Sand in der Arena gerochen, und nie habe ich die von den Heldenaten des Toreros hungerisene, jubelnde und grölende Menge beobachtet.

Es wird mir immer klarer, dass ich als Aktivistin, die sich mit Leib und Seele der Abschaffung des Stierkampfes verschrieben hat, den Gegner besser kennenlernen und einem Stierkampf beiwohnen muss, wenigestens ein Mal, (nicht zur Nachahmung empfohlen!).

Ich reise also nach Barcelona, um in der Arena „La Monumental“ von der ersten Reihe aus eine der letzten Corridas in dieser Stadt zu sehen, denn in Katalonien ist der Stierkampf ab 1. Januar 2012 verboten.

In der „Monumental“ in Barcelona

21. August 2011, brennende Sonne, 36°C. Bewaffnet mit meinem Fotoapparat und von



Der Picador muss den Stier mit zwei Lanzenstößen in den Rücken schwächen. Damit das Pferd trotz Angriff des Stiers stehen bleibt, rammt er ihm immer wieder den Sporn in die linke Flanke



Die Estocada mit einem langen Schwert tötet den Stier noch nicht, aber verletzt ihn tödlich

einem unscheinbaren Kameramann begleitet, kaufe ich zwei Eintrittskarten, beste Plätze ganz vorne, zweiter Rang im Schatten. Bezahlung übrigens nur in bar möglich...

Am Eingang der Arena eine spärliche Anzahl einheimischer Besucher, aber Busse voller Touristen, von denen viele noch keine Ahnung haben, welch himmeltrauriges Spektakel sie erwartet. Wir folgen dem allgemeinen Strom ins Innere und suchen unsere Plätze auf. Es ist feindlicher

Boden hier, alle unsere Nachbarn sind Aficionados. Wir zeigen scheinheilige freudige Erwartung, damit niemand misstrauisch wird.

Die drei Phasen

Das Schauspiel beginnt. Steif wie eine Statue mit lächelndem Gesicht sitze ich auf meinem Platz und beobachte genau, was sich vor meinen Augen abspielt. Zuerst stolzieren Männer in schwarzen Mokassins und bonbonrosa Strümpfen an uns vorbei, in gelber, weißer, rosafarbener, goldbe-

stickter und hautenger Kleidung, die jede Rundung und jeden Hügel scharf modelliert. Dann wird der Stier in die Arena gelassen, und Männer fangen an, mit ihrer ebenfalls bonbonrosafarbenen Capa um das Tier herumzuwirbeln. Dann erscheint der Picador auf seinem Pferd, der dem Stier zweimal die Lanze in den Rücken sticht, um ihn zu schwächen. Anschließend kommen die Banderilleros, die dem Tier insgesamt sechs 4 cm dicke Spieße in den Nacken stoßen. Dann beginnt das Töten. Der Matador betritt die Arena mit seiner Muleta, dem roten Tuch, macht ein paar Figuren, „spielt“ mit dem Tier, „kommuniziert“ mit dem Tier und „zähmt“ das Tier, bis es für die Estocada bereit ist, mit dem langen, eingeramnten Schwert in seinem Rücken. Der eigentliche Todesstoß wird ihm aber erst später versetzt, mit einem Dolch, wenn es zusammenbricht.

Das ist also grob gesagt – die Corrida-Spezialisten mögen mir die Vereinfachung verzeihen – das, was ich in der Arena zu sehen bekommen habe. Sechs Stiere – innerhalb von zwei Stunden zu Tode geschunden auf einem zu dreiviertel leeren Platz.

Ein peinliches Spektakel

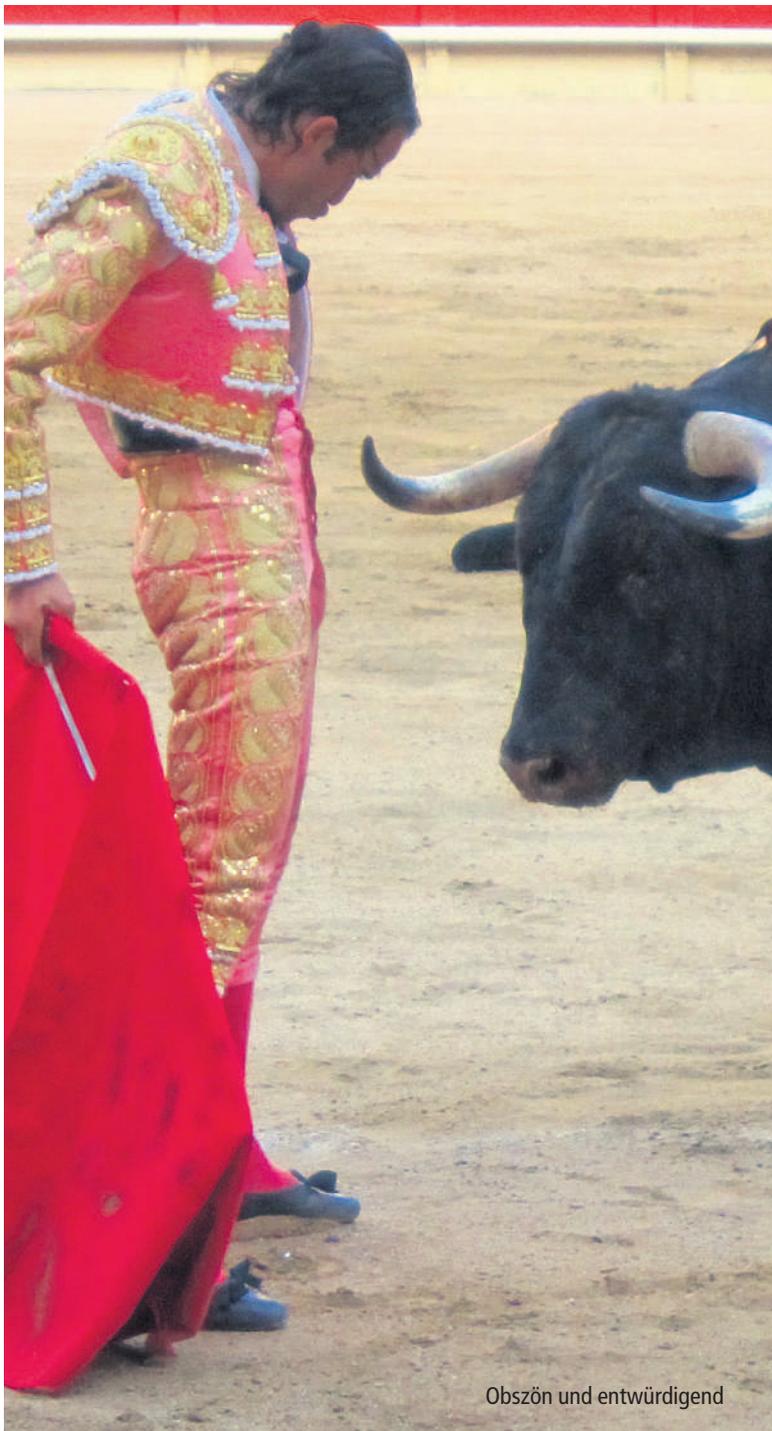
Es steckt natürlich mehr dahinter. Die Corrida, das sind Männer, die sich um ein Tier herumschleichen, das keine Ahnung hat, wie es hierher geraten ist und erst recht nicht warum. In ihren glitzernden „Lichtkleidern“ tänzeln sie dahin, wackeln mit den Hüften auf eher obszöne Weise und halten dem Stier pausenlos ihre Genitalien vor das Gesicht, wohl mit dem Zweck, die Damen (oder Herren) in den Rängen zu beeindrucken.

Aber man langweilt sich sehr bald, denn es passiert einfach nichts. Der erschöpfte und praktisch wehrlose Stier steht da und wartet blutüberströmt. Ein paar Figuren und das Spiel ist aus, das Tier ist tot oder fast. Ein Pferdegespann schleppt es aus der Arena.

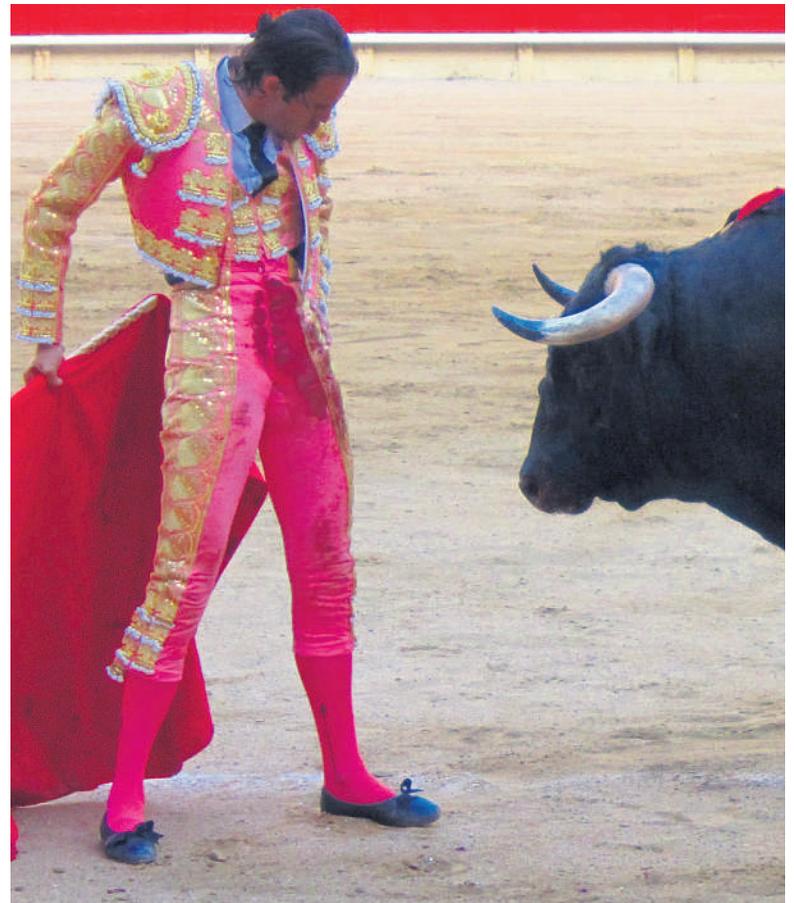
Kurz, die Corrida ist das groteskeste, aber auch das obszönste und entwürdigendste Spektakel, das ich je zu sehen bekom-

men habe. Das männliche Geschlecht müsste vor Scham vergehen, durch eine rückständige Tradition auf diese Weise lächerlich gemacht zu werden.

Doch vorab und in erster Linie zählt die Realität des Stiers, der unschuldig ist und diesen Kampf nicht wollte. Vom Licht geblendet bei seinem Eintritt in die Arena, sieht er seine Henker nicht. Er riecht sie



Obszön und entwürdigend



Müsste die Männerwelt nicht vor Scham vergehen?

und hört sie nur. Die Angst steht in seinen Augen, er versucht zu fliehen, aber alle Ausgänge sind versperrt. Man rammt ihm Lanzen und Spieße in den Leib, sein Blut fließt in Strömen, man sieht und hört, wie er leidet. Das Orchester vermag das Schmerzensgebrüll nicht zu übertönen. Langsam setzt er auf eine

Capa, auf einen Torero an, dann hält er wieder schnauwend inne, Blut spuckend und mit hängender Zunge.

Nein, da ist nichts Künstlerisches, Schönes, Edles zu sehen. Es gibt nur die eine und einzige Realität: diejenige des Stiers, dessen langes, qualvolles Sterben programmiert ist.





FÜR DIE LANDESWEITE ABSCHAFFUNG DER
MÜLLABFUHR MIT PFERDEN IN ARGENTINIEN



Argentinische Müllpferde

Kampagne der Fondation Franz vom Umweltministerium zum Thema von nationalem Interesse erklärt!

Am 22. September in Buenos Aires hat der Staatssekretär für Umwelt, Juan José Mussi, die Kampagne der Fondation Franz Weber und des argentinischen Tierschutzvereins Libera, bekannt unter dem Namen 'Basta de TaS' (Schluss mit der Müllabfuhr durch Pferde), im Rahmen einer offiziellen Veranstaltung zum Thema von nationalem Interesse erklärt.

Am vergangenen 31. Mai, lancierten und präsentierten Vera Weber im Namen der Fondation Franz Weber und der argentinische Tierschutzverein LIBERA an einer Pressekonferenz ihre Kampagne zur landesweiten Abschaffung der Müllabfuhr mit Pferden in Argentinien.

In der Tat sind es in ganz Argentinien über 70'000 Pferde und Ponies, die für die Abfuhr von wieder verwertbarem Abfall benutzt werden. Sie müssen jeden Tag ihres Lebens von morgens bis abends Lasten ziehen, die ihr eigenes Gewicht oft weit übersteigen. Sie werden schlecht ernährt, geschlagen, gestossen, getrieben bis zur Erschöpfung, geschunden bis zum Tod. Die Tätigkeit der städtischen



Photo Vera Weber

Eine Annahmestelle für wiederverwertbaren Müll in Buenos Aires. Die Pferde müssen oft eine halbe Ewigkeit warten, bis ihre Karren endlich entladen werden

Müllsammler, der Cartoneros, ist die einzige Art von Recycling, die in Argentinien stattfindet. Und das am häufigsten dafür eingesetzte Transportmittel sind Pferdewagen. Die argentinischen Cartoneros, gesellschaftlich ausgestossen und verachtet, sammeln und sortieren wieder verwertbares Abfallmaterial wie Karton, Metall, Holz, etc. und verkaufen es, um zu überleben, weiter an grosse Recycle Firmen.

Die Kampagne, entwickelt von der Fondation Franz We-

ber und Libera, will die Pferde, die gegenwärtig als Zugtiere verwendet werden, durch motorisierte Fahrzeuge ersetzen. Die Kampagne stellt sich gegen die Misshandlung und die unwürdigen Lebensbedingungen der Pferde und hat gleichzeitig zum Ziel, den Menschen, die den wieder verwertbaren Müll sammeln, nicht nur effiziente und moderne Arbeitsinstrumente, sondern durch Anerkennung der sozialen und ökologischen Bedeutung ihrer Tätigkeit auch eine Würde und einen sozialen

Status zu geben.

„Diese Erklärung stellt einen grossen Fortschritt für unsere Kampagne 'Basta de TaS' dar. Die Regierung anerkennt öffentlich die Wichtigkeit der Abschaffung der Ausbeutung von Pferden in Argentinien und die Effizienz und Machbarkeit unserer Vorschläge, um dieses Ziel zu erreichen“, freut sich Vera Weber. „Neue Wege können eingeschlagen werden, und die Stadt- und Provinzverwaltungen Argentinien werden nun angehalten, vollständig mit uns zusammen zu arbeiten.“



Die Vorbereitungen für den Empfang der ersten Müllpferde laufen auf Hochtouren im Gnadenhof der Provinz von Cordoba. Anuka, die junge Agraringenieurin und frischgebackene Managerin unseres Reservates, hat sich dem Tier- und Umweltschutz verschrieben. Sie koordiniert eifrig die Arbeiten.



Dank unserer Kampagne entstand der Cleaner, ein futuristisches Elektromobil von einem Industrieingenieur entwickelt. Unser Vorschlag ist, dass diese Fahrzeuge durch Werbung finanziert werden, so müssen nur wenig öffentlichen Gelder dafür ausgegeben werden.

Aktion "Patenschaft"



Eine ganz besondere Hoffnung setzen wir in die Aktion Patenschaft, die wir Ihnen ab Januar 2012 anbieten möchten. Sind es doch zu einem guten Teil die regelmässig eintreffenden Patenschaftsbeiträge, die ein Schutzgelände zum Paradies werden lassen und die fortlaufende Überwachung, Betreuung und Pflege seiner Insassen möglich machen. **Schon heute können Sie uns Ihr Interesse oder Ihre Bereitschaft zur Annahme eines Patenpferdes mitteilen** und uns damit den Blick in die Zukunft unserer Unternehmung erleichtern. Im Namen aller unserer künftigen Schutzbefohlenen danken wir Ihnen für Ihre Liebe und Fürsorge.

Für weitere Informationen, sehen Sie sich den Film « Der Leidensweg der Müllpferde in Argentinien » von Vera Weber an.

www.youtube.com/user/FondationFranzWeber1

Pferdepatenschaft Argentinien / Abonnement Journal Franz Weber

- Ja, ich möchte Informationen über Pferdepatenschaften in Argentinien erhalten
- Ja, ich möchte über alle Kampagnen der Fondation Franz Weber in der Schweiz und im Ausland informiert werden und bestelle das Journal Franz Weber, CHF 20.– im Jahr (Gönnermitgliedschaft CHF 60.–)

Name und Vorname:

Adresse:

PLZ/Ort:

Talon einsenden an: FONDATION FRANZ WEBER, Case postale, CH-1820 Montreux oder online bestellen unter: www.ffw.ch Rubrik Journal Franz Weber



Ein Vermächtnis zugunsten der Tiere



Unsere Arbeit ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit. Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, wer-

den nicht leichter sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen von den Steuern abgezogen werden.

Wenn es Ihr Wunsch und Wille ist, auch über das irdische Leben hinaus noch den Tieren zu helfen, so bitten wir Sie, in Ihren letzten Verfügungen der Fondation Franz Weber zu gedenken. Der Satz in Ihrem eigenhändigen Testament: «Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, den Betrag von Fr. _____» kann für unzählige Tiere die Rettung bedeuten.

Bitte beachten Sie

Damit ein solcher Wille auch wirklich erfüllt wird, sind ein paar Formvorschriften zu wahren:

1. Das eigenhändige Testament muss eigenhändig vom Testamentgeber geschrieben sein. Dazu gehört

auch die eigenhändige Nennung des Ortes und des Datums sowie die Unterschrift.

In ein solches Testament ist einzufügen: «Vermächtnis. Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, den Betrag von Fr. _____».

Um sicherzugehen, dass das eigenhändige Testament nach dem Tode nicht zum Verschwinden kommt, ist zu empfehlen, das Testament einer Vertrauensperson zur Aufbewahrung zu übergeben.

2. Wer das Testament beim Notar anfertigt, kann diesen beauftragen, das Vermächtnis zugunsten der Fondation Franz Weber ins Testament aufzunehmen.

3. Wer bereits ein Testament erstellt hat, muss dieses nicht unbedingt ändern, sondern kann einen Zusatz von Hand schreiben: «Zusatz zu meinem Testament: Ich will, dass nach meinem Tode der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, Fr. _____ als Vermächtnis ausbezahlt werden. Ort und Datum _____ Unterschrift _____» (alles eigenhändig geschrieben).

Viele Tierfreunde sind sicher froh zu wissen, dass durch ein Vermächtnis an die steuerbefreite Fondation Franz Weber die oft sehr hohen Erbschaftssteuern wegfallen.

Spendenkonten

FONDATION FRANZ WEBER
CH-1820 Montreux
CCP 18-6117-3
(rosa Einzahlungsscheine)

Landolt & Cie
Banquiers
Chemin de Roseneck 6
1006 Lausanne

Konto:Fondation Franz Weber



Baumrettung

Bäumiges Happy End für die Zwillings-Birke

■ Hans Peter Roth

Ausgerechnet zum Schutz vor Hochwasser sollte im Berner Mattequartier eine schöne Zwillings-Birke gefällt werden. Als Vera Weber davon erfährt, setzt sie alle Hebel dagegen in Bewegung, denn sie kennt den Baum. Eine komplexe, lehrreiche Geschichte mit Happy End.

Der Baum ist ihr ans Herz gewachsen. Eine Augenweide bei jedem Blick aus dem Fenster an Vera Webers Arbeitsplatz in der Berner Altstadt. Anmutig wiegt sich das filigrane Astwerk der Birke mit ihrem doppelten Stamm im Wind. Sie wechselt die Far-

be mit den Jahreszeiten, spendet Schatten in der Sommerhitze, lässt das Sonnenlicht durch in der kalten Jahreszeit, bricht den eisigen Wind und trägt damit sogar zu einer besseren Isolation des schönen Altbaus in der Berner Matte. Sie ist nie gleich. Ein Wunder. Wie geht es der Taube? Ein vorsichtiger Blick aus dem Fenster auf ihr Nest in der Birke zeigt, dass die Küken noch nicht geschlüpft sind.

«Erosionsschutz»

«Dann kam die Nachricht, die mich traf wie ein Donner Schlag.» Ausgerechnet um Frühlingsbeginn, gegen Ende März 2011, erfährt Vera Weber

von der Liegenschaftsverwaltung, die schöne Birke müsse gefällt werden. «Hochwasserschutz», lautet die Begründung. Sie liegt im Berner Mattequartier, zuunterst in der Altstadt, direkt an der Aare. 1999 und 2005, wurde die Matte durch Hochwasser schwer überflutet; es waren Millionenkatastrophen.

Nun trifft das Berner Stadtplanungsamt Vorkehrungen, um das Mattequartier für eine allfällige nächste Rekordflut möglichst gut zu rüsten. Um bei Hochwasser eine Unterspülung der Liegenschaften zu verhindern, sei der Boden zu befestigen, wird Vera Weber erklärt. Auf der Parzel-



Die gerettete Birke



Lieber eine Taube auf dem Baum als ein Vorplatz ohne Birke

le werde eine Bodenplatte aus Beton gegossen, dann mit Erde aufgeschüttet und begrünt. Genau hier aber steht die Birke, die der besagten Betonplatte weichen soll.

Wurzeln bilden Schutz

Vera Weber hatte verständlicherweise kein Verständnis für die geplante Fällung: «Experten bestätigen, dass es kaum eine bessere Uferbefestigung gibt als dichtes, eng verschlungenes Wurzelwerk, wie es die prachttvolle Birke im Laufe vieler Jahrzehnte aufgebaut hat.» Warum also mutwillig diesen natürlichen Schutz zerstören, der durch keinen Beton ersetzt werden kann, wunderte sich die Kampagnenleiterin der Fondation Franz Weber (FFW). «Was mit Fällen und Betonieren ange-

richtet wird, zeigt der gleich gegenüberliegende Bärenpark zur deprimierenden Genüge!» Ohne zu Zögern wandte sie sich per Email an alle zuständigen Instanzen.

Da sei nichts zu machen, wurde ihr beschieden. Der Baum müsse weg. Wo die meisten aufgegeben hätten, liess sich Vera Weber nicht beirren. «Dieser Baum darf nicht weg!» Das war für sie ohne Wenn und Aber klar.

Ein eingeschriebenes Schreiben namens der FFW an die verantwortlichen Behörden bleibt unbeantwortet. Und für Vera steht eine Reise nach Kanada an, zur Dokumentation der brutalen Robbenjagd. Sie würde sich also zwischenzeitlich nicht für die Birke einsetzen können. Noch in Kanada erfährt sie per Telefon durch eine Nachbarin die Hiobsbotschaft: Die Birke werde am 18. April gefällt. Vera weiss: Sie kann an jenem Montag nicht zugegen sein, um den Baum in letzter Minute zu retten.

Wenig Chancen

Trotzdem kämpft die beherzte Tier- und Umweltschützerin weiter. Die FFW verschickt am Sonntag 17. April ein Communiqué an die Berner Medien. Und am 18. April gelangt Judith Weber, Veras Mutter, nochmals telefonisch an die involvierten Instanzen. Ist es zu spät? Der Fälltermin ist da – doch die Zwillingssbirke steht auch am Abend noch. Nicht die Einsicht der Verantwortlichen hat sie aber zu diesem Zeitpunkt gerettet, sondern lediglich ihre eigene Grösse. Der Baum war dem mit der Fällung beauftragten Gartenbauunternehmen zu mächtig. Deshalb soll ein Spezialist im Unterakkord am folgenden

Morgen die Birke ohne Gefahr und Schaden zu Fall bringen.

Vera Weber ist bis zum Äussersten entschlossen, diese letzte Chance für den Baum wahrzunehmen. Ab Montagabend, 18. April ist die Tochter von Franz Weber wieder in Bern. Sie ruft den bekannten Baumpflegespezialisten Fabian Dietrich an. «Wird sehr schwierig werden, den Baum noch zu retten», lautet Dietrichs Einschätzung. Gleichzeitig aber ermutigt er sie und gibt wertvolle Tipps. Nach allem bereits geleisteten Einsatz ist Aufgeben keine Option.

Der Showdown

Der neue Tag bricht an. Dienstag, 19. April. Ab 06.30 Uhr steht Vera Weber bei der Birke bereit. Die Baumfäller rücken an. Motorsägen werden hervorgeholt. Doch die Baumschützerin lässt sich nicht beeindrucken. Sie verlangt von den Männern, die Fällbewilligung einsehen zu können. Eine solche haben sie nicht. Verunsichert rufen die ihren Vorgesetzten an. Auch er hat keine Bewilligung. Jetzt taucht der verantwortliche Architekt an der Parzelle auf: Die Birke sei jetzt zu fällen. Das sei so abgemacht und eine Bewilligung nicht nötig. Als nächstes steht auch der Bauherr beim Baum des Anstosses. Vera Weber bleibt unbeirrt, weist auf den seit 10 Tagen unbeantworteten Brief ans Statthalteramt hin – bis auch die Vertreterin des Statthalteramts am Ort des Geschehens erscheint.

Der Bauherr wird ungeduldig. Alles ist blockiert. Er will wissen, was Vera zu tun gedenkt, wenn er jetzt den Baum zur Fällung freigibt. Sie



Vera Weber und Fabian Dietrich haben die Zwillingssbirke gerettet

lässt keinen Zweifel offen, dass sie zum letzten Mittel greifen, die Medien rufen und sich an den Baum ketten wird. Die Aussicht auf ein Medienspektakel behagt dem Bauherrn nicht: «Wir verschieben die Fällung, bis die zuständige Person vom Tiefbauamt aus dem Urlaub zurück ist.»

Verschlaufpause! Aufschub! Die nötige Zeit ist gewonnen, um fundiert zu begründen, warum die schöne Zwillingssbirke bleiben soll.

Guter Baumschutz

Die Birke: Ein sommergrüner Baum, schnell wachsend, bis zu 30 Meter hoch. Birken wachsen mit einzelnen, oder oft auch mit mehreren Stämmen und bieten unzähligen Lebewesen Schutz und Lebensraum. Viele Vogelarten sind auf Birken angewiesen; zum Beispiel dienen dem Bir-

kenzeisig und dem Birkhuhn Knospen und Samen der Birke als wichtige Winternahrung. Der Baum selbst ist Lebensraum für zahlreiche Pilze, Flechten und Moose, sowie für kleine Säugetiere und vor allem Insekten. So siedeln fast hundert Arten Schmetterlingsraupen auf Birken. Dazu hat die Birke die Vorzüge jedes Laubbaumes. Sie produziert Sauerstoff und verschiedene wertvolle Wirkstoffe, schützt vor Sonne, Wind und Wetter, hat grossen ästhetischen Wert und leistet in der Stadt einen wichtigen Beitrag für bessere Luft und ein besseres, ausgeglichenes Klima.

Die Stadt Bern trägt diesen «bäumigen» Vorzügen mit einem fortschrittlichen Baumschutzreglement Rechnung. Grundsätzlich sind alle Einzelbäume in Bern geschützt und entsprechend in einem

Baumkataster eingetragen. Jede Fällung bedarf einer Bewilligung, die oft nicht einfach oder gar nicht zu bekommen ist. Und für jeden gefälltten Baum ist zwingend eine Ersatzpflanzung vorgeschrieben. Was also lief schief mit der Birke in der Matte?

Gerettet!

Baumpfleagespezialist Fabian Dietrich wurde in der gewonnenen Zeit von der FFW in Absprache mit den involvierten Parteien mit der Erstellung eines Gutachtens beauftragt. Die Abklärungen des Experten sind aufschlussreich. So wurde die Birke nie im Stadtberner Baumkataster aufgenommen. «Wahrscheinlich ist der Baum von selber aus einem Sämling gewachsen, ohne angepflanzt worden zu sein», vermutet Fabian Dietrich: «So ging er vergessen.» Im Gutachten hält er fest, dass die Zwillings-Birke an ihrem Standort ein gesunder, ungefährlicher, ökologisch und ästhetisch wertvoller und damit erhaltenswerter Baum ist.

Aus dem Urlaub zurück, erhielt der zuständige Mann vom Tiefbauamt Dietrichs Gutachten und versicherte,

der Birke geschehe nichts, bis in einer gemeinsamen Sitzung weitere Entscheide gefällt würden. blieb die Frage, wie die vom Stadtplanungsamt geforderten Hochwasserschutzmassnahmen auch so umgesetzt werden können. Auch hier legte der renommierte Baumpfleagespezialist gemeinsam mit einem von Vera Weber zugezogenen Bauingenieur eine elegante Lösung vor. Künftig soll ein wasser- und luftdurchlässiges Betongitter über einer Fliessschicht den Erosionsschutz gewähren. Die Birkenwurzeln werden das ihre tun, um den Boden zusammenzuhalten. Schliesslich bewilligte das Tiefbauamt die Projektstudie, welche die FFW Fabian Dietrich in Auftrag gegeben hatte. Die Birke war gerettet!

Eine Person macht's aus

So steht der Baum auch heute noch. Vera Weber blickt erleichtert und liebevoll zur Baumkrone hoch. «Rückblickend ist mir klar, dass niemand über eine andere Lösung nachgedacht hatte. Es war am einfachsten und billigsten, den Baum einfach zu fällen. Alle waren jedoch offen für eine Variante, die die

Birke retten würde, und alle waren am Ende sichtlich erleichtert. Es hat eine Lösung zur Zufriedenheit aller gegeben.» Es habe also mehrere Akteure gebraucht, um den Baum zu schützen. «Der Ruf und die Professionalität von Fabian Dietrich war ganz klar matchentscheidend, zusammen mit der Idee des Bauingenieurs.» Entscheidend habe auch das Glück mitgespielt: «Die Birke wäre am 18. April gefällt worden, hätte nicht der Gärtner die Fällung um einen Tag verschoben wegen der Befürchtung, der Baum könnte gegen die Fassade krachen. Vera Weber lächelt verschmitzt: «An jenem nächsten Tag stand ich dann halt quer.»

Zweifellos ist es allein ihrem Einsatz zu verdanken, dass die Birke noch steht. Mit einer Mischung aus persönlichem Engagement, Entschlossenheit, Durchhalten, Umsicht, guter Vernetzung, Verhandlungsgeschick und einer Portion Schicksalsglück hat Vera Weber das scheinbar Unmögliche möglich gemacht. Sie brachte alle beteiligten Parteien an einen Tisch und holte Fachleute, die entschei-

dend zur Rettung des Baumes beitrugen, ins Boot. Die dabei angefallenen Mehrkosten und die beiden Studien hat die FFW übernommen.

Die Birke. Sie gilt als Symbol des Abschieds und Hinscheidens. Aber auch des Schutzes, des Frühlingserwachens und der Erneuerung. Die Symbolik könnte nicht besser passen zum geretteten Baum im Berner Mattequartier.

Vera Weber dankt persönlich und im Namen der Fondation Franz Weber allen beteiligten Parteien für das gemeinsame, einvernehmliche Finden einer guten, kreativen Lösung, die zur Rettung der Birke, wie auch zu einem effektiven Erosionsschutz bei Hochwasser geführt hat. Das Resultat ist zur Zufriedenheit aller! Der Dank geht an Baumpfleagespezialist Fabian Dietrich, an den beigezogenen Bauingenieur, an die Stadtgärtnerei, das Tiefbauamt und das Stadtplanungsamt der Stadt Bern, an das zuständige Regierungsstatthalteramt im Kanton Bern, sowie an den Bauherrn und den Architekten der betroffenen Liegenschaften.



Die Birke und ein wasser- und luftdurchlässiges Betongitter schützen vor Erosion

Signal und Symbol für mehr Baumschutz

Die Fondation Franz Weber hat sich den Schutz der Birke im Mattenquartier im Sinne einer einvernehmlichen Lösung bewusst etwas kosten lassen, für Vera Weber ist aber klar: «Damit haben wir ein Signal gesetzt, dass der Schutz wertvoller Bäume etwas wert sein soll.» Und vor allem hat der «Baum des Anstosses» Denkanstösse und neue kreative Prozesse ausgelöst. So sieht es auch Baumpfleagespezialist Fabian Dietrich: «Das ist ein Paradebeispiel, das hoffentlich Schule macht. Alle an einen Tisch holen, gemeinsam eine Lösung finden, transparent und offen kommunizieren. Im vorliegenden Fall haben alle Beteiligten sehr viel gelernt.» So sei eine Lösung gefunden worden, die sowohl dem Baum- wie auch dem Hochwasserschutz Rechnung trägt. «Die gerettete Birke im Mattequartier hat einen Denkprozess mit viel Eigendynamik angestossen.» So habe in der Folge beispielsweise der involvierte Architekt wegen spezifischen Bäumen in Bern bereits mehrere Anfragen an die Berner Stadtgärtnerei gemacht, um deren Schutz sicherzustellen.

Und die Zwillings-Birke steht heute im Baumkataster der Stadt Bern, die diese künftig hegen und pflegen wird.

Raumplanung

Schluss mit dem uferlosen Bau von Zweitwohnungen!

■ Silvio Baumgartner und Fabian Dreher

Schuhschachtel-Bauten, Geisterstädte, Siedlungsbrei. Zweitwohnungen verschandeln ganze Tal-schaften, ganze Berghänge in der Schweiz. Wo Raumplanung und Politik kläglich versagen, soll die Franz Weber-Initiative «Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen» greifen. Sie gibt dem Stimmvolk die Möglichkeit, die Zweitwohnungsflut wirksam zu bekämpfen.

Klingt doch ganz vernünftig, was da im nachfolgenden Artikel der Bundesverfassung steht:

«Der Bund legt Grundsätze der

Raumplanung fest. Diese obliegt den Kantonen und dient der zweckmässigen und haushälterischen Nutzung des Bodens und der geordneten Besiedlung des Landes.»

Seit mehr als 30 Jahren schon hält Artikel 75 in der Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft es so fest. Das darauf basierende Raumplanungsgesetz (RPG) trat am 1. Januar 1980 in Kraft. Es war die politische Reaktion nicht nur auf ungebremstes Wachstum von Siedlung, Industrie, Verkehr und Zweitwohnungsbau, sondern auch darauf, dass bis in die 70er Jahre hinein in der Schweiz etwas salopp ausgedrückt alle irgendwo irgendwie bauen konnten. Die zu-

nehmende ungeordnete Zersiedlung verschlang als Folge immer mehr Kulturland. Ungebremstes Wuchern des Siedlungsbreis im Mittelland; immer mehr Industrie und Verkehr; und Zweitwohnungen, die im Alpenraum wie Pilze aus dem Boden schossen.

Und eine Zahl, die schon vor 30 Jahren aufrütteln musste: Ein Quadratmeter Schweizer Kulturland mit Asphalt oder Beton versiegelt – pro Sekunde. Diese Auswüchse, welche Franz Weber schon damals bekämpfte, sollte das RPG in den Griff bekommen. Sicher hat es dazu beigetragen, dass nicht jede Ecke der Schweiz mit Wohnhäusern, Industrieanlagen und Zweitwohnungen zubetoniert wurde. Die Zersiedlung wurde gebremst, das Siedlungswachstum einigermaßen beschränkt.

Zwei Hauptprobleme

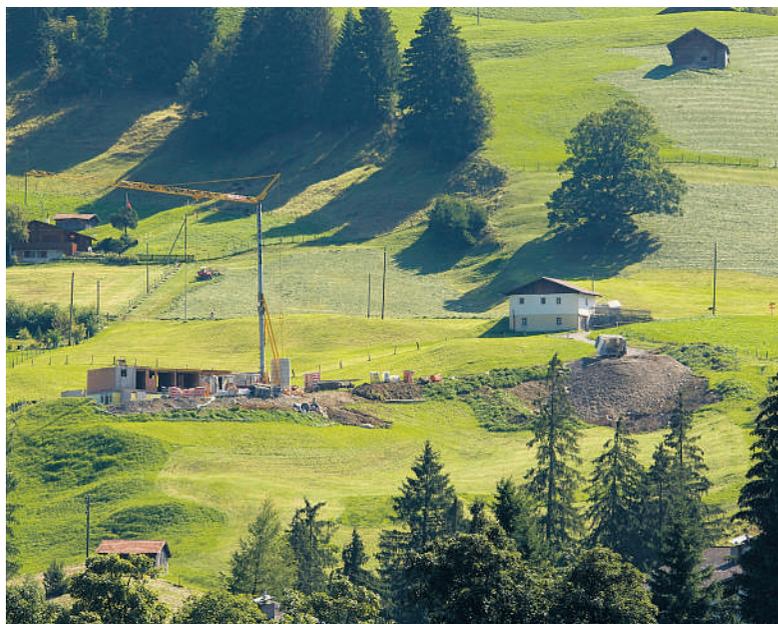
Sind damit die Ziele des RPG erreicht? Bei weitem nicht. Die «haushälterische Nutzung» des Schweizer Bodens ist bis heute in den meisten Gemeinden und Kantonen eher Wunschtraum denn Realität. Industrie- und Siedlungsbrei verschlingt weiterhin immense Kulturlandflächen. Ganze Alpentäler ertrinken in einer Flut von Zweitwohnungen. Warum? Weil die Schweizerische Raumplanung heute an zwei Problemen scheitert: an der

schwammigen Formulierung und am Unwillen der Politik. Vor allem finanzielle Interessen und persönliche Verflechtungen hindern die politischen Akteure auf Bundes-, Kantons- und Gemeindeebene daran, wirklich griffige Gesetze mit konkreten Vorgaben und Kontrollmechanismen zu erlassen.

So sind Dorfkönige, Lokalpatrioten und Regionalfürsten, sekundiert von Promotoren, Spekulanten, Immobilienhändlern und Baulöwen, wenig geneigt, die «zweckmässige und haushälterische Nutzung des Bodens» im Sinne des Bodenschutzes zu interpretieren. Sie verzichten kaum auf den Bau eines Einkaufszentrums «auf der grünen Wiese». Für sie ist der Bau ja «zweckmässig» und schöne Vorwände, garniert mit dem «Arbeitsplatz»-Argument, sind schnell gefunden, um ein Bauvorhaben umzusetzen. Genauso «zweckmässig» aus ihrer Sicht können Lokalpolitiker und verbandelte Unternehmen ganze Tal-schaften mit Zweitwohnungen zu pflastern.

Schön, aber nicht wirksam

Klar, dass ein schwammig und ungenau formulierter Verfassungstext auch schwierig umzusetzen ist. So klingt es zwar schön, wenn im RPG steht, Gemeinden, Kantone und der Bund sollten «mit Massnahmen der Raumpla-



Zweitwohnungsbau auf der grünen Wiese: Sieht so die «zweckmässige und haushälterische Nutzung» des Schweizer Bodens aus?

nung (...) die natürlichen Lebensgrundlagen wie Boden, Luft, Wasser, Wald und die Landschaft schützen». Was aber sind diese «Massnahmen»? Gibt es Quoten? Obergrenzen? Was sind die Kontrollmechanismen? Welches die Sanktionen? Der schöne Verfassungstext verkommt ohne flankierende konkrete Vorgaben, Kontroll- und Sanktionsmassnahmen zur lauwarmen Beschwichtigung besorgter Bürger und Landschaftsschützer.

«Vernünftig» mag auch der Passus im RPG klingen, es sei «auf eine angemessene Dezentralisation der Besiedlung und der Wirtschaft» hinzuwirken. Eigentlich darauf angelegt, die Ballungszentren zu entlasten und die Entvölkerung von Randgebieten zu verhindern, kann indessen auch er kontraproduktiv sein. So wird ein undurchsichtiger Filz aus Lokalpolitik, Bau- und Immobilienwirtschaft eine häusliche Nutzung des Bodens jederzeit gerne torpedieren mit dem Argument der «Entwicklung einer Randregion» und «Förderung ländlicher Wirtschaft». Das macht die Behörden unfähig, die in Gesetzen, Konzepten, Sach-, Richt- und Nutzungsplänen festgelegten Bestimmungen auch umzusetzen.

Geisterstädte

Beispiele für diese verfehlte Lokalpolitik aufgrund der verfehlten Raumplanung sind grössenwahnsinnige Projekte wie in Andermatt (Sawiris) oder die Tatsache, dass hierzulande jährlich noch immer 15'000 bis 20'000 neue Zweitwohnungen gebaut werden. Das sind 50 bis 60 neue Wohnungen jeden Tag, die künftig die meiste Zeit leer stehen und ganze Dörfer in ungastliche, anony-

me Geisterstädte verwandeln.

Über 450'000 Zweitwohnungen stehen bereits in den touristischen Gebieten der Schweiz. Mehr als 12 Prozent des Schweizerischen Wohnungsbestandes sind mittlerweile Zweitwohnungen. Vom Bauboom in den Alpen profitieren nur wenige, die Kosten für die aufgeblähte Infrastruktur, für den überhitzten Boden- und Wohnungsmarkt sowie die verschandelte Landschaft aber trägt die Allgemeinheit. Von Nachhaltigkeit keine Spur. Und die kurz-sichtige Regionalwirtschaft



Breite Schneisen werden wie klaffende Wunden in den fragilen Bergwald geschlagen: eine Zweitwohnungssiedlung in Aminona (VS)



Auch in Gstaad wachsen Baukräne höher in den Himmel als die Bäume. Immer mehr Einheimische wandern ab, weil Kauf- und Mietpreise zu hoch sind.

sägt am eigenen Ast, denn für Erholungssuchende ist es letztlich wenig attraktiv, zugebaute Alpentäler zu besuchen, die mit ihren gesichtslosen Neubauten immer mehr mit anonymen Vorstädten irgendwo auf der Welt, aber immer weniger mit heiler Schweizer Bergwelt zu tun haben.

Heft in die Hand

Selbst wirtschaftsfreundliche Organisationen wie Avenir Suisse (Denkfabrik des Wirtschaftsdachverbandes Economiesuisse) sind durch diese Auswüchse nachdenklich geworden und rufen zur Mässigung auf. Allerdings bleibt Avenir Suisse genauso unkonkret und untätig, wie Behörden und Politik es bis heute geblieben sind. Sinnbildlich dafür ist das im Januar 2011 in die Vernehmlassung geschickte Raumkonzept des Bundes. Auf den 65 Seiten des Konzepts sind die bekannten Probleme der Schweizerischen Raumplanung zusammengefasst. Neue Lösungsvorschläge bleibt das Papier trotzdem schuldig. Dabei klingt das Ziel des Raumkonzepts 2011 vernünftiger denn

je: «Siedlungsentwicklung nach innen und Siedlungserneuerung haben Vorrang vor der Erschliessung neuer Baugebiete. (...) Die noch offenen Landschaften werden geschützt und in Wert gesetzt.»

Aber wo, bitte, bleiben die konkreten Massnahmen? Aufgeführt werden die bereits in der Vergangenheit gescheiterten. Derweil wuchern Industrie, Siedlung und Zweitwohnungen ungebremst weiter und verschlingen auch heute noch, 30 Jahre später, einen Quadratmeter Schweizer Kulturland pro Sekunde. So kann es nicht weitergehen. Wo die Verfassungsartikel nicht vollzogen werden, und wo die Eigenverantwortung der Privatwirtschaft auf Kosten unserer Heimat einmal mehr versagt, muss das Volk das Heft in die Hand nehmen. In dieser Erkenntnis haben die FFW und ihre nationale Vereinigung Helvetia Nostra im Jahr 2006 die eidgenössische Volksinitiative „Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen“ lanciert.

Erste Reaktionen

Durch den Druck der mit 108'500 gültigen Stimmen zu-

stande gekommenen und Ende 2007 eingereichten Initiative haben sich National- und Ständerat in den letzten Jahren endlich mit dem Zweitwohnungsproblem beschäftigt. Das eidgenössische Raumplanungsgesetz wurde ein wenig angepasst, und mittlerweile unternehmen erste Gemeinden und Kantone zaghafte Schritte. Natürlich meist, wenn es bereits zu spät ist; so Silvaplana, das sich bei über 77 Prozent Zweitwohnungen zu einer moderaten Zweitwohnungsabgabe durchringen konnte, oder der Kanton Graubünden, der heute auf seinem Kantonsgebiet gegen 40 Prozent Zweitwohnungen zählt und nun eine Kontingentierung des Zweitwohnungsbaus in seinem Richtplan vorsieht.

Insgesamt haben die Politiker im Verbund mit der Bau- und Immobilienlobby die bewährte Strategie verfolgt. Griffige Massnahmen wurden abgelehnt und die neuen Bestimmungen im RPG soweit verwässert, dass diese kaum Auswirkungen auf den Zweitwohnungsbau zeigen werden. So können die Kantone weiterhin selbst festlegen,



Immer weiter die Berge hoch, lautet das Motto in Verbier. Dabei wird aus Geldgier sogar in Lawinen- und Hochwasserschutzgebieten gebaut.



„Häusle bauen“. Die ländliche Scheindylle trägt. Mittlerweile stehen in der Schweiz nahezu eine halbe Million Zweitwohnungen. Und sie stehen fast immer leer.

in welchen Gebieten sie Massnahmen zu Einschränkung des Zweitwohnungsbaus beschliessen wollen: «Sie (die Richtpläne der Kantone) bezeichnen die Gebiete, in denen besondere Massnahmen ergriffen werden müssen, um ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Erst- und Zweitwohnungen sicherzustellen.»

Drastisch einschränken

Was dabei unter einem «ausgewogenen Verhältnis» zu verstehen ist, wird so wenig präzisiert wie der Begriff «zweckmässig». Auf Druck von Gemeinden, die bereits einen Zweitwohnungsanteil von über 70 Prozent aufweisen – in touristischen Regionen keine Seltenheit – werden Kantone mit schwacher Raumplanung wie Wallis und Tessin einfach nichts tun. Und der Bund wird es schwer haben, die angepassten Richtpläne angesichts der schwammigen Formulierung des RPG zurückzuweisen.

Angesichts der zahnlosen Politik und der Gefahr, dass in Zukunft weitere Gebiete unserer Alpen mit Zweitwohnungen verschandelt werden, gibt es nur eine Lösung: eine drastische Einschränkung des Zweitwohnungs-

baus. Die Volksinitiative «Rettet den Schweizer Boden: Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen» schreibt eine solche Einschränkung vor. Die Initiative beschränkt den Zweitwohnungsanteil pro Gemeinde auf 20 Prozent. In Gemeinden, die diesen Anteil bereits überschritten haben, kommt es bei Annahme der Initiative zu einem kompletten Baustopp von Zweitwohnungen, bis deren Anteil 20 Prozent der Bruttogeschossflächen sowie der Wohneinheiten unterschreitet.

Faire und saubere Lösung

Die Volksinitiative «Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen» bietet damit eine einfache und faire Lösung zum Schutz der Schweizer Landschaften, zum Schutz des Schweizer Bodens vor Überbauung und zur Eindämmung der Zweitwohnungsflut. Nachdem Bundesrat und Parlament am 17. Juni 2011 ihre Ablehnung der Initiative bekräftigt haben, steht für die FFW nun der Abstimmungskampf vor der Tür. Die FFW wird alles daran setzen, diesen Abstimmungskampf für unsere Umwelt, unsere Tierwelt, unsere Landschaften und für die Schweizer Bevölkerung zu gewinnen. ■

„Bettelbriefe“

Wer ist hier der Bettler?

■ Dominique Maurer

Spenden für Umweltschutz sind nicht Almosen

Im Umgang des Menschen mit sich selbst, mit seinen Mitmenschen und mit der aussermenschlichen Natur bleibt immer weniger Zeit zur Regeneration und zur Besinnung auf das, was wichtig ist. Mit ihrer völlig anderen Zeitrechnung gerät die Natur dem Turbokapitalismus fatalerweise immer mehr unter die Räder. Es bleibt kaum Zeit zum Atmen, kein Moment zur Besinnung, nichts kann wirklich reifen. Es fehlt jeglicher Abstand zur Reflexion. Unter diesen Umständen ist kein nachhaltiges Denken und Handeln möglich – das Wesentliche wird nicht bemerkt.

Einfach Gehirn ausschalten

Seit Jahrzehnten ist bekannt, dass in der Schweiz pro Sekunde über ein Quadratmeter Land unwiderruflich verloren geht und damit unser Leben, unser Boden, unsere Luft ungehindert mehr und mehr in Bedrängnis gerät. Eine Tatsache, die schlicht verdrängt wird. Tausend Bilder am Fernsehen suggerieren uns statt dessen täglich, dass wir nur dann etwas wert sind, wenn wir DAS neue Luxus-Auto besitzen, DAS ultimative Handy zeigen können, DAS Traumhaus unser Eigen nennen. Es ist so einfach, den auf Konsum reduzierten Menschen zu beeinflussen! Die

Werbeindustrie bedient sich schamlos am Wissen über das Unbewusste, das die Psychoanalytiker der ersten Stunde eigentlich zur Heilung des Menschen erforscht und entwickelt hatten.

Umdenken tut weh

Wer visionäre Projekte einläutet, die die Menschheit zum Umdenken zwingen, die jeden einzelnen zum Handeln auffordern, erntet selten Beifall, denn er berührt einen wunden Punkt: Natur und Tierwelt als Teil seiner selbst zu betrachten und sich davon nicht abzuspalten, ist zwar ein heilsamer und unumgänglicher aber sehr schmerzhafter Prozess, den niemand durchmachen möchte, der es gewohnt ist, auf ihre Kosten zu leben, ohne etwas beizusteuern. Reflexartig weicht der vom heute vorherrschenden Neokapitalismus geprägte Mensch den wesentlichen Fragen über sein Leben aus. Zu sehr ist er damit beschäftigt, sein Äusseres zu erhalten, den Schein zu wahren, sein Gut zu vermehren.

Gehässige Reaktionen

So gesehen ist es nicht verwunderlich, dass mutige Vorschläge, wegweisende Thesen und namentlich Bitten um Mithilfe von gewissen Seiten her mit groben Anfeindungen beantwortet werden. Manch ein Leserbrief lässt einen annehmen, der oder die Schreibende habe Freude daran, etwas Ge-

meines zu Papier gebracht zu haben.

Nun gibt es einige einfache Regeln in der Kommunikation: Wer jemandem etwas sagt oder jemandem schreibt, möchte diesem Mitmenschen etwas mitteilen. Aber was sein Wort oder sein Schreiben über ihn selber verrät, ist ihm selten bewusst. Sobald ich etwas „von mir gebe“ gebe ich etwas von mir. Jede Nachricht enthält eine Selbstoffenbarung, durch die jedes Wort zum Bekenntnis und jede Äusserung zur Kostprobe der eigenen Persönlichkeit wird (vgl. Schulz von Thun, 1995, S. 99). So entlarvt sich manch ein gehässiger Schreiberling als jemand, der sich eigentlich selber hasst, weil er sich nicht eingestehen kann, dass er zu Schöpferischem oder Mutigem unfähig ist, oder dass er

diese Fähigkeit ändern nicht zugesteht.

Gestalter der Welt

Wie anders stehen diejenigen da, welche die Welt zu bewegen suchen: alle die Kreativen und Tollkühnen, die sich der Welt schenken, die sich dem Publikum ausliefern, die sich für die Sache engagieren ohne Wenn und Aber, die es anpacken und sich nicht zu schade sind. Die nicht feige aus dem Hinterhalt schiessen, die nicht ihr Gesicht zu wahren suchen, sondern den Kopf hinhalten: immer und immer wieder, ohne sich zu schonen, um der guten Sache willen. So notiert auch die Figur des Restaurant-Kritikers „Anton Ego“ (vgl. Pixar/Disney: *Ratatouille*, 2007) „Die Arbeit des Kritikers ist in vielerlei Hinsicht eine leichte: Wir riskieren sehr wenig und erfreuen uns dennoch



einer Überlegenheit gegenüber jenen, die ihre Arbeit und sich selbst unserem Urteil überlassen. Am dankbarsten sind negative Kritiken, da sie amüsant zu schreiben und auch zu lesen sind. Aber wir Kritiker müssen uns der bitteren Wahrheit stellen, dass im Grossen und Ganzen betrachtet das gewöhnliche Durchschnittsprodukt wohl immer noch bedeutungsvoller ist als unsere Kritik, die es als ein solches bezeichnet.“

Kreislauf des Helfens

„Helfen Sie uns, damit wir weiter helfen können.“ So lautet ein Slogan von Franz Weber zugunsten der Tiere und der Natur. Die Natur ihrerseits, das wissen wir, hilft uns, nützt uns, schützt uns, lehrt uns. Wenn wir der Natur nicht helfen, sich gegen die

Zerstörung zu wehren, kann sie uns auch nicht mehr helfen: Sie geht zu Grunde und wir verarmen und erkranken. Der Kreislauf der Hilfe aber schliesst sich: vom Helfenden ausgehend und hin zu ihm selber zurück.

Jene, die nicht ab und zu zurücklehnen und den Druck des Mehrhabenmüssens und Besserwissenkönnens für einen Augenblick abzustreifen vermögen, verkennen die Dimension der Anliegen von Menschen wie Franz Weber, wenn sie deren Berichterstattungen und Anfragen um Unterstützung von Natur- und Tierschutzkampagnen als „Bettelbriefe“ abtun. Ein Franz Weber schliesst auch sie als Empfänger der vermeintlichen Gnadengeschenke mit ein: Nicht zu-

letzt dadurch, dass er dem betriebswirtschaftlich „freien“ Gut wie der Luft und des Sonnenlichts oder der Landschaft den Rücken stärkt, damit wir nicht morgen oder übermorgen in den Laden gehen müssen, um beispielsweise Atemluft zu kaufen. Bei gross angelegten Naturschutzprojekten profitiert die gesamte Bevölkerung – die Spenden fliessen an den Spender zurück.

Innehalten

Pionierhafte Vorhaben zur Rettung von Fauna und Flora werden oft erst nach vielen Jahren anerkannt, wenn andernorts die Natur längst der Technik zum Opfer gefallen ist und man sich dort eingestehen muss: **Was man nun am meisten vermisst, ist das, was unwiderruf-**

lich verloren ist.

Es bleibt zu hoffen, dass der Mensch sich jetzt Zeit zur Raison nimmt und erkennt, dass er selber, seine Gedanken und Gefühle ab und zu der Reifung bedürfen; es braucht manchmal nicht viel: Hat man sich erst einmal zurückgelehnt und nachgedacht, sieht alles oftmals schnell ganz anders aus. Wir sehen das Gesamte besser, da die zeitliche Distanz den Fokus verschiebt: So können wir in stressfreien Momenten die umfassende Dimension einer wunderschönen Landschaft oder eines bedrohten Tiervolks erst richtig verstehen – und erst dadurch erkennen, ob es sich lohnt, in ihren Erhalt zu investieren.

Ich bestelle ein Jahresabonnement des Journal Franz Weber à CHF 20.–

 Deutsch

 Französisch

 für mich persönlich

Name und Vorname: _____

Adresse: _____

PLZ/Ort: _____

 als Geschenk (in diesem Falle bitte beide Adressfelder ausfüllen)

Name und Vorname: _____

Adresse: _____

PLZ/Ort: _____

Das Journal Franz Weber ist anders:

- unerschrocken
- total unabhängig
- kompromisslos in der Verteidigung der Wahrheit und spannend

Schade, dass es nur 4 mal im Jahr erscheint!

Sichern Sie sich die nächsten 4 Nummern zum Preis von nur 20 Franken (€ 20.–)



Ich möchte Gönnermitglied der Fondation Franz Weber werden und bezahle deshalb CHF 40.– (oder mehr) ein.

Damit erhalte ich das Journal Franz Weber gratis.

Talon einsenden an: FONDATION FRANZ WEBER, Case postale, CH-1820 Montreux

Giessbach

Ein neues Hotel für Tausende von Gästen

■ Hans Peter Roth



Im Insektenhotel sind verschiedenartigste Naturmaterialien eingebracht, die Insekten und ihrer Brut sicheren Unterschlupf und Kinderstube bieten.

Insektenhotel und Weidenburg. Auf dem Gelände des Hotels Giessbach schafft Gärtnerin Karin Siegfried neue Lebensräume für Tiere und Pflanzen. Neue kleine Naturparadiese laden zum Verweilen. Und die Giessbach-Gärtnerei profitiert vom ökologischen Gleichgewicht.

Es sieht aus wie eine Mischung aus Setzkasten, Übersichtsmodell und überdimensioniertem Vogelhäuschen. Mancher Gast, der beim Flanieren auf dem Gelände des Giessbach-Hotels auf die Holzkonstruktion stösst, mag sich fragen, wozu sie denn gut sei. «Das ist unser neuestes Hotel», gibt Karin Siegfried mit freundlichem Schalk Auskunft, wenn sie auf das son-

derbare Konstrukt angesprochen wird. «Ich hoffe, dass schon sehr bald Tausende Gäste darin hausen.» Viele dieser hochwillkommenen Gäste würden die Gärtnerin dann unterstützen bei der Bekämpfung von ungebetenen – zum Beispiel von Blattläusen, die sich gerne in den hoteleigenen Treibhauseinrichtungen an allerlei zartem Gewächs gütlich tun.

«Schon vor einiger Zeit bemerkte ich zu meiner Freude, dass Florfliegen und Marienkäfer von ganz allein ins Gewächshaus kamen, um Blattläuse zu fressen», erklärt die Giessbach-Gärtnerin. Sie dachte nach, wie sie noch mehr hungrige Helfer herbeiholen könnte. «So stiess ich auf das Konzept des Insektenhotels.»

Hilfe für die Insekten

«Ein Insektenhotel ist eine künstlich geschaffene Nist- und Überwinterungshilfe für Insekten», führt Karin Siegfried aus: «Durch intensive menschliche Eingriffe in die natürliche Umwelt gehen immer mehr Lebensräume für Insekten ganz oder teilweise verloren.» Diesem Problem verschafft sie nun auf dem Giessbach-Gelände mit baulichen Massnahmen Abhilfe. Gemeinsam mit ihrem Vater, der Schreiner ist, hat sie ein «Insektenhotel mit Spitzdach» konstruiert. In diesem holzrahmenartigen «Gebäude», rund 60 Zentimeter breit, 1,2 Meter hoch und mit etwa

30 Zentimeter Rahmentiefe sind verschiedenartigste Naturmaterialien eingebracht, die Insekten und ihrer Brut sicheren Unterschlupf und Kinderstube bieten.

Angebohrte Stamm- und Astscheiben mit verschiedenen Lochdurchmessern sind vor allem bei Wildbienen beliebt. Sie legen ihre Brut und Pollenvorräte hinein und verschliessen das Bohrloch mit einem Pfropfen aus einer Art Bienenwachs. Auch eingerollte Schilfmatten, Schilf- und Strohhalme oder hohle und markhaltige Zweigabschnitte von Brombeere, Holunder oder Bambus eignen sich gut als schützende Insektenunterkunft. Gerne bewohnt die rote Mauerbiene die typischen Hohlräume der Halme, während die zweifarbige Mauerbiene wiederum ihre Nachkommen lieber im Schutz alter Schneckenhäuser gedeihen lässt.

Marienkäfer und Florfliege

Fast jede Art von Nische oder Hohlraum scheint für Insekten interessant zu sein. In eine Lehmfüllung lassen sich unterschiedlich feine Nistlöcher bohren; Gitterziegel (Backsteine) mit Ihren Hohlräumen, in die man auch Pflanzenstengel legen kann, oder ein kleiner Stapel von Altholz bieten Unterschlupf oder Brutmöglichkeiten. So hält das Insektenhotel von Karin Siegfried gut und gerne zehn verschiedene Arten von

«Unterkünften» für die Insekten bereit. Obschon das Insektenhotel erst im Juli fertig gestellt wurde, haben gewisse Insektenarten bereits ihr Quartier bezogen.

Seitlich an der Holzkonstruktion hat die Gärtnerin, die in einer 100-Prozent-Anstellung für alles zuständig ist, was auf dem Giessbach-Gelände blüht, ausserdem noch Überwinterungsmöglichkeiten für Marienkäfer und Florfliegen geschaffen. Diese beiden Insektenarten, deren überraschende Hilfe bei der Bekämpfung von Blattläusen ihr zuallererst aufgefallen ist, könnten ihr so noch weit tatkräftiger zur Hand gehen, meint sie.

Faszinierende Miniaturwelt

«Mit Liebe kultivieren, pflanzen und pflegen.» So lautet das Motto von Karin Siegfried, die ihre Lehre an der Gartenbauschule Hünibach am Thunersee absolviert hat. «In Hünibach lernte ich verschiedene Zusammenhänge im biologischen und biodynamischen Gärtnern kennen. Zum Glück hatten wir dort auch alte Gewächshäuser, ähnlich wie unsere hier im Giessbach, was mir jetzt zugute kommt.» Zum Bau des Insektenhotels wurde sie angeregt durch ein Buch, das ihr in die Hände fiel (siehe Literaturhinweis am Schluss des Beitrags) und durch ihre Gedanken über das gespannte Verhältnis, welches die meisten Menschen zu Insekten haben. «Die Angst vor Insekten kann unser Denken und die Intuition blockieren. So bleibt uns die Miniaturwelt dieser faszinierenden Geschöpfe verschlossen.» Dazu gibt die Gärtnerin, die nach der Lehre zunächst in einer Kräuter- und Duftpflanzengärtnerei in Brienz arbei-

tete, überraschende Beispiele: «Eine Hornisse – übrigens auf der Roten Liste bedrohter Arten – die auf uns zugeflogen kommt, ist nicht auf der Suche nach Menschen, sondern oft auf der Jagd nach Wespen, Fliegen oder Bremsen, also Insekten, die uns lästig sein können! Oder eine Wildbiene, die sich versehentlich in unserem Haar verfangen hat, ist nicht darauf aus, uns zu stechen; dazu ist ihr Stachel auch zu schwach. Vielmehr will sie Nektar und Pollen zu ihrer Kinderstube tragen, wo sich für unsere Augen unsichtbar ein kleines Wunder vollzieht: die vollkommene Verwandlung von einem winzigen Ei zu einem geflügelten Wesen.»

Siebenschläfer und 50 Vogelarten

Nicht nur in der freien Natur sondern auch in Gärten helfen Hummeln, Wildbienen, Schlupf-, Falten-, Grab-, Weg- und Töpferwespen, Florfliegen, Marienkäfer oder Ohrwürmer durch Bestäubung oder als biologische Vertilger unliebsamer Gäste das ökologische Gleichgewicht zu wahren, betont Karin Siegfried. «Zusätzlich stehen einige Arten, die ich durch das Insektenhotel fördern möchte, sogar auf der Roten Liste. Dazu gehören etliche Wildbienen.» Die Zahlen sind eindrücklich. So würden ohne die Bestäubungsdienste von Bienen und anderen Insekten 80 Prozent aller Blütenpflanzen von der Erde verschwinden. Eine einzige Florfliegenlarve verzehrt in drei Wochen 450 Blattläuse. Auf mehrere Tausend Blattläuse bringt es der Marienkäfer während seines einjährigen Lebens. Ohrwürmer wiederum konsumieren neben Blattläusen noch grosse Mengen an Schildläusen, Blumen- und Minierfliegen.

Unter dem grünen Daumen der begeisterten Giessbach-Gärtnerin haben sich die Gartenanlagen in den letzten Jahren zu einem vielfältigen kleinen Naturparadies mit Nischen für eine Grosszahl unterschiedlicher Tier- und Pflanzenarten entwickelt. Hier windet sich die bunt gemusterte Raupe des Schwalbenschwanzes über ein Möhrenblatt, dort huscht eine Eidechse über die Natursteinplatten. «Mit etwas Glück lassen sich Schling- und Ringelnattern, oder sogar eine Kreuzotter beobachten», verrät Karin Siegfried. Dazu kommen Blindschleichen, Frösche, Kröten, Molche, Salamander, Fledermäuse, aber auch die Tiere des

Bergwaldes: Rehe, Gamsen, Hirsche, Fuchs, Hase, Marder, Dachsch, Siebenschläfer, Eichhörnchen und verschiedene Mausarten. Ausserdem hat der Giessbach-Archivar René Ingold im Lauf der Jahre über 50 Vogelarten aufgelistet, die sich im Giessbachgelände ganzjährig oder zeitweise aufhalten.

Kompost und Weidenburgen

Ein weiterer Beitrag zur Artenvielfalt und eine sinnvolle Form von ökologischem Recycling sind die Kompostmieten, welche die Gärtnerin vor einigen Jahren eingeführt hat. Rüstabfälle aus der Hotelküche, Rasenschnitt und anderes Grüngut wandeln sich



Gemeinsam mit ihrem Vater, der Schreiner ist, hat Giessbach-Gärtnerin Karin Siegfried das «Insektenhotel mit Spitzdach» konstruiert.



Ein «phänomenales, lebendiges Gestaltungselement für Gärten, Spielplätze und Parkanlagen» – Weidenbau auf dem Giessbach-Gelände.

hier zu wertvollem Humus, der wiederum in den Hotelanlagen eingesetzt wird.

Nur wenig oberhalb des Insektenhotels weist Karin Siegfried den Weg zu einer weiteren Konstruktion, die voller Leben ist: Eine «Weidenburg». Ihr Entstehen ist ebenso schön wie einfach. Frisch geschnittene Weidenruten, sogenannte «Stecklinge», werden einfach in den Boden gesteckt. Sie treiben Wurzeln in die Erde und beginnen zu wachsen. Durch ihre Flexibilität und Wüchsigkeit lassen sich die Stecklinge fast in jede beliebige Form bringen, biegen und binden und wachsen unermüdlich weiter.

Lebendes Gestaltungselement

Als «phänomenales, lebendiges Gestaltungselement für Gärten, Spielplätze und Park-

anlagen», hat das Giessbach-Gartenteam die Weidenbauten erkannt und hat mit dem Kurszentrum des Freilichtmuseums Ballenberg eine Zusammenarbeit ins Leben gerufen. Teilnehmende des Kurszentrums, wo kein Platz mehr zur Verfügung steht, können an ausgesuchten Stellen auf dem Giessbachgelände verschiedene Arten von lebendigen Weidenkonstruktionen bauen. «Davon profitieren alle!», freut sich Karin Siegfried über die 'Win-Win-Situation' «Das Giessbach-Hotel, das Kurszentrum, die Gäste, Kinder und die Natur!»

Gleich neben der Weidenkonstruktion, die zum Verweilen einlädt, hat die Gärtnerin zudem einen Kräutergarten mit elf verschiedenen Minzesorten angelegt und will auch den Bestand an Gewürzkräutern laufend ausbauen. «Früher waren Blumengestecke mehr ge-

fragt. Heute ist ein Kräutergarten zur Versorgung der Küche mit frischen Gewürzen sinnvoller.» Karin Siegfrieds begeistertes Leuchten in den Augen lässt keinen Zweifel offen: mit ihr als Giessbach-Gärtnerin wird auf dem Gelände des «Märchen-Hotels» noch manches kreative und ökologische Gartenprojekt umgesetzt werden.

Literaturhinweis:

Das Weidenbaubuch, AT Verlag, Aarau

- *Die Kunst, lebende Bauwerke zu gestalten.*

- *Aus Weidenruten entsteht auf einfache Weise lebendige Architektur.*

- *Das Buch weckt mit einer Fülle von Beispielen die Lust am natürlichen Bauen.*

ISBN: 978-3-85502-649-4

Einband: Gebunden

Umfang: 128 Seiten

Gewicht: 750 g

Farbige und schwarzweisse Fotos, Zahlreiche Illustrationen.

Anleitung zum Bau eines Insektenhotels

Aus unbehandeltem Holz mit passendem Werkzeug ein stabiles Gestell zusammenbauen, beispielsweise 100 cm hoch, 60 cm breit, 30 cm tief, mit Flachdach oder Giebeldach und unterteilt in 3 bis 4 Fächer. Konstruktion an geeigneter Stelle platzieren, zum Beispiel an geschützter Stelle im Garten, an einem Waldrand, oder an einer Hauswand. Die Öffnungen der Nisthilfen möglichst der Sonnenseite zuwenden; der Standort soll sonnig, trocken, warm und windgeschützt sein. Spätestens ab Anfang März das Insektenhotel bezugsbereit halten.

Als Füllung eignen sich unter anderem folgende Materialien:

- Niststeine oder Hartholzblöcke
- Schilf- oder Strohhalme
- Eingerollte Schilfmatten
- Altholzstücke mit alten Käferfrassgängen, Spalten, Rissen oder Astlöchern
- Markhaltige Zweigabschnitte von Holunder, Brombeere oder Himbeere
- Aufgestapelte Holzscheite mit Spaltenverstecken
- Ziegelsteine (Backsteine mit Hohlräumen)
- Rundholzstücke mit Bohrlöchern verschiedener Tiefe und Durchmesser
- Trockene Lehm Masse mit Bohrlöchern verschiedener Tiefe und Durchmesser

Für detaillierte Infos:

Das Insektenhotel, Naturschutz erleben: Bauanleitungen - Tierporträts - Gartentipps
Von Wolf Richard Günzel, Pala Verlag, D-Darmstadt.

Die Leser haben das Wort

50'000 Windkraftanlagen für Gösgen

Das KKW Gösgen setzt pro Jahr etwa 7 TWh (1012 Watt x Stunden) Massenenergie in elektrische Energie um. Die Windkraftanlage auf dem Grenchenberg gibt etwa 120 MWh (106 Watt x Stunden) pro Jahr an elektrischer Energie ab. Ein m² Solarzelle erzeugt pro Jahr in unseren Breiten etwa 550 kWh/m². Mit anderen Worten: Nur um das KKW Gösgen zu ersetzen, müsste man etwa 50'000 Windkraftanlagen bauen oder 12 km² Solarzellen montieren. Weiter muss man dann aber noch die KKW's Beznau, Leibstadt und Mühleberg ersetzen.

Meiner Meinung nach hat Herr Weber recht, wenn er gegen den Ausbau von Windkraftanlagen ist. Viel besser ist der Ausbau von Sonnenkollektoren für die Erwärmung von Wasser und der Ausbau von Solarzellen für die Erzeugung von elektrischer Energie. Diese Anlagen weisen einen grossen Vorteil gegenüber Windkraftanlagen auf:

- In unserer verbauten und überbauten Schweiz stehen grosse Dachflächen und Hausfassaden für Solarzellen zur Verfügung.
- Die elektrische Energie wird am Verbraucherort erzeugt.
- Das elektrische Verteilnetz steht schon zur Verfügung.
- Überschüssige Energie kann über das Fernnetz in Pumpspeicherwerken abgespeichert werden.

Beim gegenwärtigen Stand der Technik kommen wir ohne

KKW's nicht aus. Die Ausstiegsszenarien bewirken nur, dass fähige junge Schulabgänger sich diesen Technologien nicht mehr zuwenden und dass die alten KKW's viel zu lange am Netz bleiben, anstatt neue, nach den heutigen Sicherheitsnormen zu bauen. Ebenfalls wird die Forschung für die Spaltung von Transuranen (z.B. Plutonium) vernachlässigt. (Siehe GEO 02/2011 Seite 131). Bei der Spaltung von Plutonium mit Neutronen entstehen Caesium-134 (Halbwertszeit zwei Jahre) und nichtradioaktives Ruthenium-104. Bei diesem Prozess entsteht Wärme, die man für die Erzeugung von elektrischer Energie nutzen kann.

*Peter Richli, Ing. HTL,
3662 Seftigen*

Warum noch keine „Räder im Untergrund“?

Wenn der Raucher das Rauchen aufgibt, hat er Entzugerscheinungen. Wenn der Alkoholiker den Alkohol absetzt, hat er Entzugerscheinungen. Wenn der Drögeler die Drogen absetzt, hat er Entzugerscheinungen. Wenn die Menschen die Atomkraft absetzen, dann müssen sie die Entzugerscheinungen durchleiden!!! Das haben sie noch nicht begriffen. Oder sie wollen es nicht begreifen. Sie wollen lieber viele "kleinere Übel" in Kauf nehmen, um das grössere zu vermeiden und damit die Umwelt "schonender" zerstören. Ist das Vernunft??? Das ist etwa so, wie wenn ich einem andern sagen würde: ich töte deine Kinder nicht, ich mache sie nur todkrank, sie werden dann noch lange weiter leben.

Im vorletzten Franz Weber Journal erschien der schöne Artikel von Judith Weber über die "Räder im Untergrund". Meines Erachtens die momentan einzige vernünftige kurzfristige Lösung, um die nächste Durststrecke abzudecken, bis neue Ideen da sind. Aber sehr merkwürdig: Niemand greift die Idee auf. Braucht es jetzt auch noch einen Franz Weber, um die Vernunft der Menschheit zu retten?

Ruth Köchli, 4127 Birsfelden

Ein Stück verdrängte Energiegeschichte

Kaum jemand macht sich Gedanken darüber, warum unsere Welt heute eigentlich über Atomenergie mit allen ihren Fragwürdigkeiten, über sogenannte Alternativen wie Sonnendächer, Windräder, leere Stauseen, CO₂ und eventuell verschandelte Landschaften streiten müssen? Grundsätzlich sind daran weder Fukushima noch Tschernobyl direkt schuld.

Die wahre Ursache liegt bald 100 Jahre zurück, als in Amerika ganz entscheidende Energie-Weichen falsch gestellt bzw. verstellt wurden. Von 1856 - 1943 lebte der geniale Physiker Nicola Tesla, dem wir den Wechselstrom, der die Welt bis heute mit Strom versorgt, und noch viele weitere Erfindungen verdanken. Doch dieser Mann wusste noch viel mehr, er wusste, dass das ganze Weltall mit einer Art statischem Energiefeld erfüllt ist, jenem Energiefeld, das „alle Welt zusammenhält“ und mit dem Schulphysiker in einen Verständnisnotstand geraten. Um dieses in sich ruhende, unendliche Energiefeld nutzbar zu machen, entwickelte er einen sogenannten Konverter (Umwandler), der diese Energie einfangen und in brauchbaren Strom für alle Zwecke

umsetzen konnte! Man müsste sich solches in seiner letzten Konsequenz einmal vorstellen -- über Energiefragen hätten wir uns schon längst ausgesorgt!

Doch diejenigen Herrschaften, für die Tesla in Amerika die ersten Wasserkraftwerke mit Wechselstrom-Generatoren gebaut hatte und die Teslas Projekte bis anhin tatkräftig gefördert hatten, denn sie waren die grossen Profiteure seiner Wechselstrom-Technologie, wurden gegenüber diesen noch viel weiter führenden neuen Projekten mit ihrem umfassenden Anwendungspotential, mobil wie stationär, sehr misstrauisch und verweigerten ihm jegliche Kooperation und weitere Finanzhilfe!

Teslas Vision war die stationäre und mobile Versorgung der Menschheit mit unerschöpflicher, fast kostenloser, sauberer Energie! Das heisst, jedes Haus, jeder Betrieb und jedes Fahrzeug hat seinen eigenen Stromerzeuger! Solche Aussichten passten natürlich in keiner Weise ins Krämerkonzept der monopolistisch ausgerichteten Kraftwerksbetreiber Amerikas, die ihre Kilowattstunden marktgerecht allein verkaufen wollten. Dieses Stromerzeugungsprinzip und sein Markt blieben bis zum heutigen Tag auf dem gleichen Entwicklungspunkt blockiert. Im Vergleich zu Teslas Energieerschöpfung sind Atomkraftwerke ein dumm-hochriskantes „Steinzeit-Relikt“, weil man das Holzfeuer für die Dampferzeugung nur gegen das Atomfeuer ausgetauscht hat!

Die gleiche, schier unaussterbliche „Krämermannschaft“, die damals, sündenfallähnlich, Tesla ausgeschaltet hatte, versucht heute, mit ihrer Gefolgschaft, auf Teufel komm raus

ihre todspeienden Atomöfen bis zum St. Nimmerleinstag am Dampfen zu halten!?!)

Über die zum Teil schon marktfähigen, wirklich zukunftsfähigen Stromerzeuger, wie selbstlaufende Magnet-Motoren im MW Bereich hört man in der diskutierenden Öffentlichkeit nichts. Es liessen sich Seiten füllen mit der Aufzählung neuer, erfolgsträchtiger, aber nicht gebührend geförderter Projekte in der Energieschöpfung! Es gibt längst nicht nur Sonne und Wind als Alternativen, das sollte langsam klar werden! Wenn wir alles einbeziehen, wird ein Atomausstieg den Strompreis senken und nicht anheben -- das ist die Wahrheit!

*Paul Gysin-Degen,
4446 Buckten*

Pervers

Aus einem der schönsten Wanderwege in unserer Gegend, dem Ballonweg am Lägernsüdhang auf dem Gemeindegebiet Otelfingen, soll noch dieses Jahr eine breite Waldstrasse werden. Auslöser für diesen Strassenbau ist das vom Kanton Zürich, Fachstelle für Naturschutz im Jahre 2004 eingerichtete Sonderwaldreservat. Informationen dazu finden Sie auf einer Orientierungstafel beim Restaurant Lägern Hochwacht und z.B. im Internet unter www.zueriwald.ch/zw/ZW%206_10.pdf auf Seite 11. Dieser spezielle Waldtyp muss zuerst stark ausgelichtet und dann ständig gepflegt werden, damit die seltenen Pflanzen und Kleintiere in diesem Gebiet besser gedeihen können. Diese Arbeiten können aber offenbar nur mittels einer breiten, mit schweren Forstmaschinen befahrbaren Waldstrasse, anstelle des heutigen Ballonweges, kostengünstig durchgeführt wer-

den. Alternative Unterhaltsmethoden ohne eine breite Waldstrasse seien zu teuer. Der auf den Lägerngrat führende Ballonweg war ursprünglich im unteren, auszubauenden Teil eine uralte schmale Waldstrasse, wahrscheinlich aus einer Zeit, als man den Wald noch mit Hilfe von Pferden nutzte. Mindestens in den letzten 30 Jahren, seit ich diesen Weg fast wöchentlich begehe, habe ich nur Spuren von Wanderern, Joggern und Wildschweinen festgestellt. Die Natur hat ihn in einem viele Jahrzehnte dauernden Prozess zurückerobert und als wunderschönen schmalen Weg in die Umgebung integriert, so wie man es als Wanderer gerne hat. Im Herbst 2011 werden nun die Bagger auffahren und unschöne Wunden im Wald bzw. am Rande des Waldreservats hinterlassen. Im Internet auf Youtube unter „Ballonweg Lägern“ Teil 1 bis 4 kann dieser wunderschöne Weg im heutigen Zustand auch virtuell erwandern werden. Die Strecke im Teil 1 und 2 soll ausgebaut werden und der Weg im Teil 3 und 4 bleibt im heutigen Zustand erhalten. Den Ballonweg als naturnahen Wanderweg zu Gunsten eines Naturreservats zu verlieren, ist schon etwas paradox und sehr schade.

J. Tüfer, Otelfingen

Schlachtreife Buchen

Mit grosser tiefer Dankbarkeit für die Fondation Franz Weber, haben wir das Journal Franz Weber April Mai Juni gelesen. Die unbeschreibliche Erleichterung, dass in Ecuador diese wichtige Abstimmung gegen den Stierkampf gewonnen wurde, ist nicht in Worte zu fassen! Die Bilder über die Argentinischen Müllpferde würden wir nicht ertragen, wenn wir

nicht wüssten, dass nun durch die Fondation Franz Weber Hilfe in Sicht ist. Sie haben wieder einmal mehr Unglaubliches geleistet! Auch der Beitrag von Herrn Roth „Forstwirtschaft auf dem Holzweg“ hat uns aus der Seele gesprochen. Wir erlauben uns, Ihnen die Frage zu stellen, was gedenkt die Fondation Franz Weber gegen diese Umweltzerstörung zu tun? Wenn Sie nichts unternehmen, wird niemand etwas tun! Unter anderem haben wir Franz Moser (Netz Natur) angeschrieben, aber ausser einem höflichen Dankesmail haben wir nichts erreicht. Auch bei Naturschutzorganisationen ist nichts zu erreichen. Man könnte sich ebensogut ans Forstamt wenden. Es kommen die gleichen Rechtfertigungen. Lichtschaffung, Biodiversität usw. Wenn wir mit unserem Hund durch die Wälder gehen, sieht man laufend neu angezeichnete, zur Schlachtung freigegebene Buchen. Wenn dann die restlichen Bäume durch die gnadenlos sengende Sonne geschädigt und vom Borkenkäfer befallen sind, hat das Forstamt dann gute Gründe, den verbleibenden Rest auch noch zu eliminieren. Zu diesem Zeitpunkt ist dann ein Einschreiten zu spät. Wir hoffen, dass der Ausspruch auf Seite zwei im Journal Franz Weber, „Wenn alle Stricke reissen, wenn alles vergeblich scheint...“ auch für die Rettung des Waldes gilt.

*Silvia und Monika Falb
3067 Boll*

Liebe Frau Silvia und Frau Monika Falb

Es war sehr schön und wohlthuend, Ihre freundschaftlichen und erhebenden Worte über unser Journal zu lesen. Es ist ja immer eine grosse

und bange Frage, ob das Journal bei den Lesern ankommt, ob es anspricht, ob es gefällt, ob es gelesen wird. Herzlichen Dank für Ihre positive Beurteilung. Nein, wir werden die Sache mit dem Wald nicht auf sich beruhen lassen. Wir müssen uns nur das beste Vorgehen ausdenken. Viele Leser haben auf den Artikel von Hans Peter Roth mehr als zustimmend reagiert. Das ist ermutigend. Wir bleiben in Kontakt mit Ihnen und grüssen Sie in Verbundenheit

*Judith Weber
Fondation Franz Weber
1820 Montreux*

Holz-Energie: Vom Mass zum Massaker

Ein wichtiger Grund für das zunehmende Massaker im Schweizer Wald ist die immer grössere Verbreitung von Holzheizkraftwerken. Sie benötigen jährlich hunderttausende von Tonnen Holz, die zunehmend mit allen Mitteln beschafft werden. Beliebt sind z.B. die Vorwände "Sicherung von Strassen", "Förderung der Biodiversität durch Auslichtung von Waldrändern" usw. Wie unsinnig, kontraproduktiv und klimaschädigend die forcierte Holzenergienutzung ist, geht aus einem Beitrag von Andreas Speich und einem anschliessenden Leserbrief von mir in NZZ-Ausgaben hervor. Es wäre verdankenswert, wenn sich die FFW hier engagieren könnte, damit dieser Unsinn baldmöglichst gestoppt werden kann.

*Werner Grunder,
8617 Mönchaltorf*

Die Natur verzeiht solche Fehler nicht

Bericht im Ausgabe Nr. 96 «Forstwirtschaft auf dem Holzweg». Dazu möchte ich gerne einen Leserkommentar einschicken, den Sie bitte

ungekürzt im nächsten Journal veröffentlichten wollen. Besten Dank!

Gratulation zu diesem ausgezeichneten Bericht über die Kahlschlag-Massaker in vielen Wäldern. Dieses neue Waldgesetz ist meines Erachtens ein völliger Irrweg, der uns in Zukunft wohl noch Milliarden (Folgekosten) aufbrummen wird. Starkniederschläge mit entsprechenden Murgängen sind längst vorprogrammiert. Die meisten Wald- u. Wasserbauingenieure sind offenbar tatsächlich der Ansicht, man könne die Natur vom Schreibtisch aus am Computer berechnen und steuern. Was dabei herauskommt, erleben wir schmerzlich in den verschiedensten Landesteilen. Gerade in Gebirgswäldern wäre eine schonende und gezielte Waldbewirtschaftung überlebenswichtig. Das Kahlschlagen entlang von Gerinnen wird sich wie das grossflächige Abholzen bitter rächen. Auch wenn die Erkenntnis von heute nicht selten der Irrtum von morgen ist, verzeiht die Natur solche Fehler nicht. In Brienz wurden nach der Katastrophe von 2005 für die betroffenen Bäche rund 50 Millionen verbuttert. Auf die Gefahr hin, in ein „Wespennest“ zu stechen, muss ich aber die meisten dieser Massnahmen als reine (schweizweite) Millionen-Steuergeverschleuderung bezeichnen. Mit viel weniger hätte man wirksame Massnahmen einleiten können. Wer's nicht glaubt, soll mit offenen Sinnen und ohne Scheuklappen mal die betreffenden Gewässer und ihre Umgebung betrachten. Diese Klotzerei lässt in manchen Kassen das Geld klimpern, aber den angestrebten Schutz bringt sie nie und nimmer. Nicht böseartig (das ist dem Menschen vorbehalten)

ten), nur ausgleichend und den ewigen unverrückbaren Gesetzen folgend, wird sie sich an allem Tun rächen, das wider sie ist. Werden wohl erst kommende Generationen erkennen, was für ein Schlamassel die teils hochgejubelten Wald- u. Wasserbauingenieure hinterlassen und angerichtet haben?

*Hans-Ueli Michel,
3855 Brienz*

Nur noch Baumstümpfe

Auch wir sind entsetzt, was mit den Wäldern passiert. Fährt man von Liestal in Richtung Waldenburg, sieht man auf den Hängen entlang der Strasse nur Baumstümpfe, das geht weiter hinter Waldenburg, man kann nicht begreifen, was in die Leute gefahren ist. Auch das Bauen hat überall zugenommen. Wo wollen die Menschen später noch pflanzen. Die Tiere werden in Fabrikhallen gehalten unter grausamen Umständen. Man könnte weinen. Ein Glück, dass es Sie gibt.

*D. Lüthi und Al Oppliger,
4917 Melchnau*

Wir fühlen uns hilflos

Ich nehme Bezug auf den Bericht im letzten Heft von Hans Peter Roth zur Schweizer Forstwirtschaft. Ich und mein Mann beobachten ebenfalls mit Traurigkeit und Entsetzen diese rücksichtslosen Rodungen, neuerdings auch während des Sommers. Was können wir dagegen tun? Auch wir sind nicht einverstanden mit den Vollnern, mit der Ausschichtung, mit der Freilegung von Bachrinnen – fühlen uns aber hilflos gegenüber den „Vorschriften“ des Forstes. Könnt Ihr etwas mit Unterschriften bewirken? Gerne würden wir unsere Stimme dafür einsetzen, denn wir se-

hen es GENAUSO, wie Herr Roth es beschrieben hat.

*Franziska Leuthard,
3856 Brienzwiler*

Störende Parkgebühren im Giessbach

Persönlich unterstütze ich die Stiftung (Giessbach dem Schweizervolk) finanziell, aber auch mit Überzeugung und entsprechenden Empfehlungen. So habe ich am 19.07.11 mit 4 Personen das Hotel Giessbach aufgesucht und dort das Mittagessen eingenommen. Meine Gäste, meine Frau und ich wurden sehr gut bedient, wir waren begeistert.

Gestört hat uns die erstmals festgestellte hohe Parkgebühr von Fr. 5.-. Dieser Betrag steht nicht im Verhältnis zu unserer Konsumation und hat uns geärgert. Wenn ich in der Stadt für zwei Stunden parkiere, kostet mir dies über die Mittagszeit nicht so viel. Ich habe Verständnis, wenn Sie für Tagesparkierer diesen Betrag verlangen, nicht aber für Gäste, welche einen stolzen Betrag für eine Konsumation leisten. Ich bin überzeugt, dass Sie eine Lösung finden werden. Offensichtlich bin ich mit meiner Meinung nicht allein.

*Richard Lüthi,
3600 Thun*

Sehr geehrter Herr Lüthi

Vorerst möchten wir Ihnen wärmstens danken für die Unterstützung, die Sie dem Giessbach zuteil werden lassen. Es ist uns eine Ehre, Sie und Ihre Gäste im Hotel empfangen zu dürfen, wie es am 19. Juli geschah, und Ihre positive Beurteilung freut uns ganz besonders.

Aus Ihrem Brief vom 20. Juli nehmen wir Ihren Unmut über die Parkgebühr von 5

Franken zur Kenntnis. Bitte gestatten Sie uns, Ihnen das Problem auch aus unserer Sicht darzulegen.

Die Stiftung Giessbach dem Schweizervolk ist Eigentümerin des 22 Hektaren umfassenden Garten- und Parkgebiets der Giessbachdomäne. Sie kümmert sich um die Pflege dieser einmaligen Erholungslandschaft und sorgt mit regelmässigen Unterhaltsarbeiten für die Sicherheit und Freude der unzähligen Besucherinnen und Besucher.

Die Kosten für den Unterhalt und die fortwährende Reinigung des viele Kilometer zählenden Spazier- und Wanderwegnetzes, der Picknickplätze und Familienfeuerstellen, der Ruhebänke und Aussichtsterrassen, aber auch für die Pflege der grossen Waldflächen, für den Unterhalt und die Sicherung der Brücken, um nur einiges zu nennen – sind in den letzten Jahren drastisch gestiegen. Die Giessbach-Stiftung, die für diese enorme soziale Leistung ohne jede öffentliche Hilfe aufkommen muss, ist heute auf den Beitrag ALLER Parkingbenützer dringend angewiesen. Insofern steht das Parkieren im Giessbach in keiner Beziehung zum Parkieren in einer Stadt, wobei ja auch in der Stadt die Parkgebühr je nach Aufenthaltsdauer entrichtet werden muss, unabhängig vom Preis der allfälligen Konsumation in einem teuren oder bescheidenen Lokal.

Eine Tafel mit dieser wichtigen Information wird in nächster Zukunft bei den Waldparkplätzen aufgestellt. Wir sind überzeugt, dass unsere Erklärung auf allgemeines Verständnis stossen wird. Der einleitende Satz lautet: „*Verehrte Parkplatzbenützer und -be-*

nützerinnen: Mit Ihrer Parkgebühr helfen Sie uns, die prachtvolle Giessbachanlage samt ihrem weiten, idyllischen Umschwung stets sauber, sicher und attraktiv zu halten.“ Und der Schlusssatz: “Wir danken Ihnen, dass auch Sie mit Ihrer Parkgebühr etwas Unschätzbares möglich machen: Das Glück, im Giessbach zu sein!”

Wir hoffen, Sie weiterhin zu unseren verehrten Gästen und Freunden des Giessbach zählen zu dürfen

STIFTUNG GIESSBACH DEM
SCHWEIZERVOLK
Judith Weber

Das Wunder des Giessbach

Betr. Journal Franz Weber Nr. 96 – Liebe Familie Weber, danke für das neue Journal von wieder so wertvollem Inhalt: Alike Lindberghs „Geheime Gärten“ – worin sie dem Leser mit all dem Abstossenden unserer Zeit aus der Seele spricht; die Rückschau auf Ihr Buch „Die gerettete Landschaft“, wodurch wir Sie 1978 als einzigartig kennenlernten; hochinteressant der Artikel über die Ausbeutung von Schiefergas; herzergreifend Veras Argentinien-Bericht der Müllpferde mit Aufruf zur Unterstützung der Kampagne, und nicht zuletzt die Seiten 36-38, das Grandhotel Giessbach betreffend von Hans Peter Roth.

Gerne möchte ich diesen ein paar eigene Empfindungen hinzufügen. Erwähnt wird, Franz Weber habe 1982 die Stiftung „Giessbach dem Schweizer Volk“ gegründet und das Grandhotel 1984 wieder aufleben lassen, und dies war – wie Rudolf v. Fischer es richtig nennt – wirklich wie ein Wunder, das neben seinem weltweiten Engagement Herrn Weber in besonderer Weise als grossen, durch und

durch vertrauenswürdigen Visionär für immer ausweist.

Hätte er damals nicht völlig überzeugt geschrieben: „Wenn Hunderte unsere Gönneranteile zeichnen und damit den kostbaren Giessbachboden unter ihren Schutz nehmen, ist der Giessbach für immer gerettet“, hätten sich die im grauen Kästchen oben rechts auf Seite 38 genannten „grosszügigen und beherzten Menschen, die mitgeholfen haben, den Giessbach zu retten“, nicht gefunden und angesprochen gefühlt, wäre der Erhalt dieses mystischen Ortes wohl kaum geglückt.

Erika Maria Zwicker,
82057 Icking

Lavaux

Lieber Herr Weber
Wenn jetzt die Tourismus-Organisationen von Montreux und Umgebung mit dem UNESCO Weltkulturerbe Lavaux gross werben und sich damit brüsten, haben viele schon vergessen, dass es vorab IHR Verdienst ist, dass Lavaux nicht schon längst mit teuren Villen zubetoniert ist. Und wieder scheint die Lust auf neue Baupläne geweckt und es würde mich nicht wundern, wenn auch hier Geld vor alle anderen Aspekte gesetzt würde. Wenn ich mich so in der Welt umschaue, dreht sich mir manchmal der Magen um. Und wenn es Menschen wie Sie nicht mehr gibt, dann Gnade uns Gott! Herzlichen Dank für all Ihre Einsätze und Ihre Bemühungen. Jeder zu erübrigende Franken geht an Sie und Ihre Fondation. Freundlich grüsst Sie und Ihr Mitarbeiter-team.

V. Wälti, 3608 Thun

Initiative gegen Knallerei

Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Aufruf im Journal Nr. 96 zum Thema 1. August. Jedes Jahr

werden am 1. August Abzeichen und Feuerwerke verkauft. Wer denkt an die armen Tiere, Kleinkinder und kranken Menschen? Wer denkt daran, dass unsere Wiesen, Felder und Wälder extrem trocken sind mangels Regen? Ich bitte um eine Franz Weber Initiative gegen die sinnlose Knallerei.

Rita Thut,
5234 Villigen

Freudvolles Hobby

Eine beim Verladen geflohenen Kuh wurde im Brunegger Wald von einem Jäger erschossen, obwohl sich das Tier ruhig und niemanden gefährdend im Wald aufhielt. Ist ja auch viel einfacher und sowieso bequemer, als das Tier einzufangen. Dieses spezielle Sommer (Jagd) - Erlebnis wollte sich der Wildhüter offenbar nicht entgehen lassen. Tiere aller Art totschiessen ist ja ein so schönes, freudvolles und bestärkendes Hobby! Ich könnte mir vorstellen, dass der Wildhüter an der nächsten Jägerversammlung noch eine Ehrung erhält: Wildhüter mit besonderen Fähigkeiten. So oder so ist die Aargauer Jagdgeschichte um ein weiteres unethisches und unrühmliches Tiertötungsbeispiel reicher.

Peter Suter,
5742 Kölliken

Geschichtsfälschung in den Donau-Auen

Lieber Herr Franz Weber, ich bin gerade mit dem Lesen Ihres Buches "Rebell für die Natur" fertig geworden. Besten Dank! Es war für mich fast alles neu und hochinteressant. Ich wusste bis jetzt gar nicht, dass Sie in so vielen Bereichen von der Naturerhaltung über Landschafts-, Tierschutz und Exekutionsverhinderer bis

Kultur und Wirtschaft – mit Ihrer lieben Gattin und Tochter an der Seite – so erfolgreich und ausdauernd tätig waren und noch immer sind. Auch wusste ich nicht, dass das für Sie meistens mit so enormem Einsatz, Risiken, Entbehrungen und Demütigungen bis hin zu Beschädigungen Ihres Hauses und Verhaftung verbunden war. Meine Frau und ich haben ja auch vieles erlebt aber niemals in diesen Extremen. Und was wohl das Schlimmste ist. Oft kommt noch Undank in jeder Form dazu. Am Silvaplannersee wurde alles, was an Webers Einsatz erinnert, entfernt und gelöscht, und in den Donauauen haben sich mittlerweile solche Leute, die damals entweder gar nicht dabei waren oder überhaupt auf der anderen Seite gestanden sind, die Meriten auf ihren Hut gesteckt. Das ist in erster Linie die Partei der Grünen, die es damals noch gar nicht gab, das Land NÖ usw. Von einem Franz Weber, einem Professor Wendelberger usw. ist keine Rede mehr.

Ich erinnere mich zwar noch sehr gut an die damaligen Jahre, aber eine so genaue Dokumentation der entscheidenden Tage, wie ich sie in Ihrem neuen Buch wieder nachlesen konnte, habe ich selber nicht. Auch wusste ich gar nicht, dass man damals sogar überlegt hatte, Sie auszuweisen. Unter welchen Schwierigkeiten Sie Gießbach gerettet haben, habe ich auch erst jetzt erfahren. Umso mehr sind wir Ihnen heute noch dankbar, dass wir dort ein paar herrliche Tage verbringen durften.

Dr. Herwig u. Irene Raab
Wien

Vor 50 Jahren in Paris



**Rückblende auf Franz Webers
Pariser Reporterjahre (1949-1974)**

Franz Weber

Eine Nacht in Monte Carlo

1966. Es war nicht eine x-beliebige Nacht. Es war die schönste, die Nacht eines grandiosen Jubiläums: Monte Carlo entstand vor 100 Jahren.

Das Fest wurde von Hélène Rochas, der französischen Parfümkönigin, organisiert – unter dem Motto: „Second Empire“. Zehn Tage vor der denkwürdigen Ballnacht konnte man bei den Pariser Kostümausleihern keine einzige Krinoline, keine einzige Uniform aus der Zeit Napoleons III. und bei den zahllosen Friseuren keine Spur einer Perücke mit getürmten Korkzieherlocken mehr auftreiben. Alles war geplündert. Wer 10 000 Francs für eine Nacht opfern konnte und wollte, liess sich die Krinoline vom Modeschöpfer anfertigen.

Air France Paris: Fünf Sondermaschinen nach Nizza
Hélène Rochas hatte 1200 Einladungskarten versandt. Um dem Ansturm der Gäste im Pariser Flughafen Orly begegnen zu können, musste Air-France fünf Sondermaschinen nach Nizza einschalten. Auch Alexandre, der Friseur der Königinnen, gehörte zu den Geladenen. Doch kaum in Monte Carlo angekommen, wurde er von bittenden Frauenscharen belagert. Alle wollten seine



Strahlende Gastgeberin: Hélène Rochas

Zauberkünste. Da er nichts abschlagen kann, verwandelte er drei Zimmer des exklusiven „Hôtel de Paris“ in stilgerechte Friseursalons und türmte in zwölfstündiger Arbeit über hundert Frisuren. Er fand sogar noch Zeit zu einem Sprung in den Fürstenpalast: Gracia von Monaco wünschte die Frisur der Kaiserin Eugénie. Dann tauchte er, vergnügt und munter, als hätte er sich den ganzen Tag am Strand geräkelt, als Fürst von Hyderabad verkleidet unter den Kronleuchtern der Oper auf.



Rauschende Ballnacht: Die Grimaldi lassen das Second Empire auferstehen



Die Oper von Monte Carlo in festlichem Glanz

Hundert Fotografen knipsen ununterbrochen

Die Ballnacht begann Punkt 22 Uhr. Hélène Rochas erwartete in einer türkisgrünen, mit schwarzen Spitzen überzogenen Krinoline ihre Gäste in der Vorhalle der Oper. Ein Majordomus rief feierlich die Namen aus. Hundert Fotografen, eng in Reih und Glied, knipsen trotz ihrer sehr beschränkten Ellbogenfreiheit ununterbrochen. Als die Lollobrigida erschien, erdröhte die Vorhalle unter frenetischem Applaus. Auch die Fotografen, soweit sie das konnten, klatschten mit. Lollo schien die Castiglione zu verkörpern: weisse Damastkrinoline (zwar etwas neuzeitlich abgewandelt), gewagter Brustaus-



Gracia von Monaco in lachsrosaroter Atlaskrinoline, Fürst Rainier III. mit echtem Seeräuberbart

schnitt, Smaragdcollier, Maiblumen im Haar.

Flüstern und rätseln

Nun galt es, ihren Begleiter zu identifizieren, einen „Unbekannten“ mit südamerikanischem Einschlag, dessen Name, wie jeder andere vom Majordomus ausgerufen, im rauschenden Beifall untergegangen war. Erst nach vielen Stunden des Flüsterns und Rätseln erfuhr man, dass es sich um einen Vetter des Königs Saud von Saudi-Arabien handelte, nämlich um den Prinzen Khamil Ben Saud. Er soll seit mehreren Monaten bis über den Schnurrbart und die Ohren in Lollo verliebt sein. Auf die Frage, ob sie seine Liebe erwidere, antwortete die Schauspielerin diplomatisch: „Der Prinz hat viel Charme.“ Und saugte an ihrem Eishorn andächtig weiter.

Vier Orchester spielen zum Tanz

Elsa Martinelli entpuppte sich als Anbeterin von Jules Verne: sie erschien als Nautilus-Matrose. – Kein Fest ohne die Begum! Aga Khans Witwe trug ei-

ne weisse, mit Gardenien und schwarzem Samt geschmückte, dreizehn Meter weite Robe aus Chantilly und Organza. Sie wippte geradezu königlich und unter begeistertem Applaus am Arm des Tänzers Jacques Chazot in den Saal der Oper, der vom gefeierten Dekorateur André Levasseur von seinen Sesseln befreit und mit 52 blumengeschmückten Kronleuchtern im Stil von 1860 bereichert worden war. Vier Orchester wechselten sich gegenseitig ab.

Die Herrscher lassen auf sich warten

Doch solange der Fürst und die Fürstin den Ball nicht eröffnet hatten, durfte sich kein Gast schwebend übers Parkett wagen. Die Herrscher liessen aber auf sich warten. Sie erschienen, als sich alle müde gestanden hatten, nämlich zehn Minuten vor Mitternacht. Sie kamen nicht wie verkündet in einer Kalesche, sondern in einem offenen, ganz mit Blumen geschmückten Minibus – was eine grosse Pariser Tageszeitung zu dieser Schlagzeile berechnete: „Der



Fürstin Gracia mit dem berühmten Tänzer Jacques Chazot



Gina Lollobrigida

Fürst und die Fürstin rollten in einer Camionnette heran.“ Wie dem auch sei: Gracia von Monaco war in ihrer lachsrosa Atlaskrinoline schön wie ein Traum. Herrlich war ihre romantische Frisur, herrlich die Diamantenkrone der Grimaldi. Nebenbei gesagt: Seit hundert Jahren hat es keine Fürstin mehr gewagt, diese Krone aufzusetzen. Gracia machte zwar eine Konzession an 1966: sie liess das Prachtstück von Van Cleef & Arpels modernisieren.

Es kommt Schwung in die Oper
Vergessen wir den Fürsten



Marc Bohan („Dior III.“), mit zeitgemäßem Backenbart

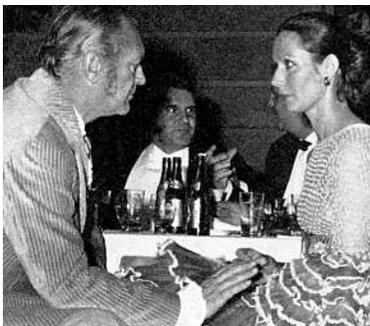


In extravaganter Aufmachung: die berühmte Kunstmalerin Leonor Fini (links)

nicht! Rainier III. erschien – als Fürst Rainier: nachtblauer Frack, rote Weste. Das Protokoll verbietet ihm jegliche Verkleidung. Es verbietet ihm aber nicht den Bart. Der Fürst sah aus wie ein Seeräuber. Sein



Kein Fest ohne die Begum, Witwe des Aga Khan



Verliebt wie am ersten Tag: Curd Jürgens und Gemahlin



Der gefeierte Dekorateur André Levasseur, links neben Berichterstatter Franz Weber



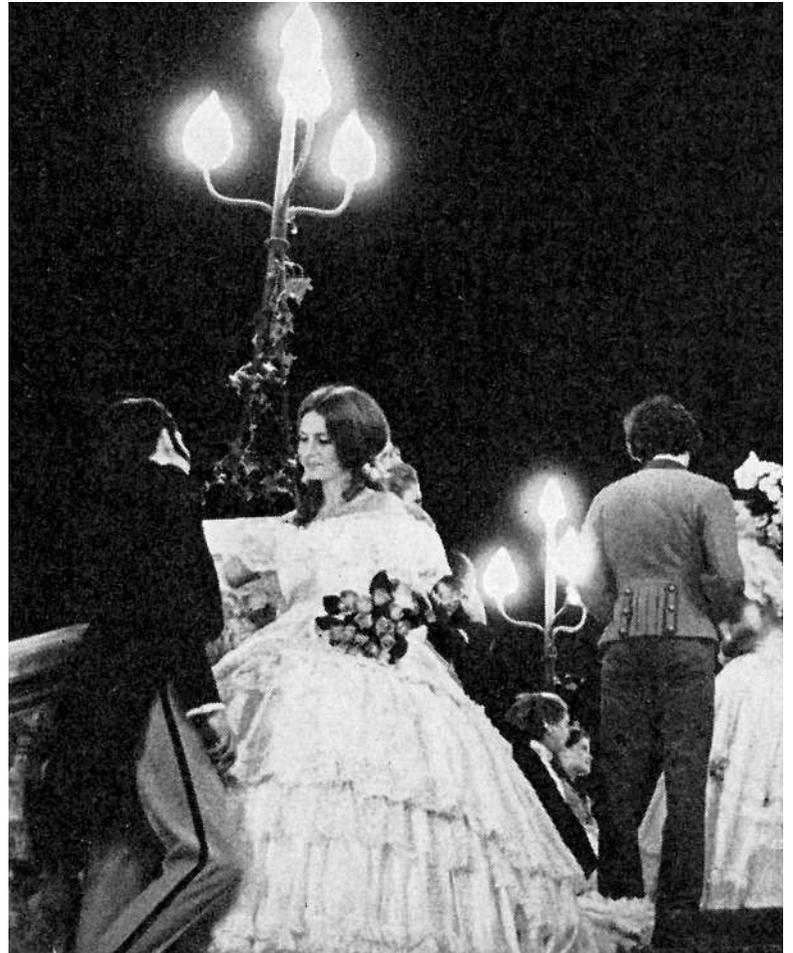
Der unermüdliche Coiffeurkönig Alexandre als Fürst von Hyderabad

Bart war echt. Mit einem Walzer von Métra eröffnete das Herrscherpaar den Ball. Jetzt endlich konnte das Fest beginnen. Die Champagnerpfropfen knallten, es kam Schwung in die Oper. Rainier hatte grosse Mühe, nicht auf das schleppende Kleid seiner Gemahlin zu treten. Traurig und erleichtert übergab er die Fürstin den kundigeren Hän-

den des Tänzers Chazot. Romantik musste sein, aber nicht ausschliesslich...

Gunter Sachs und Curd Jürgens im Element

Unten auf der Terrasse, die André Levasseur durch eine Ziertreppe mit der Oper verband, brüllten im „Café Anglais“ und im „Bal Mabilie“ die Orchester „Chakachas“ und „Hart Wood“, zwei wilde Ensembles von Langhaarbuben, aus London eingeflogen. Hier fühlte sich (als goldstrotzender Bojar verkleidet) Gunther Sachs im Element. Er ass und trank neben Heidi Balzer, seiner Mannequin-Verlobten, für drei. Einmal wurde er gefragt, ob es in der Schweiz auch militärische Auszeichnungen wie „Eisernes Kreuz“ und dergleichen gebe. Ich



Verzauberte Stimmung auf der Treppe zur Oper



Gunter Sachs mit seiner Verlobten, Mannequin Heidi Balzer

antwortete für ihn: „Im Lande Wilhelm Tells gibt es nur Schützenabzeichen!“ Hinter Sachs träumte und trank „Dior der Dritte“: Marc Bohan. Er wirkte in der Dunkelheit mit seinem dicken, aufgeklebten Backenbart wie ein vornehmer Wegelagerer. Curd Jürgens stellte in seinem hellen Samtanzug einen Hofmaler dar; doch er malte nicht, sondern trank unter dem leicht besorgten Auge

seiner französischen Gattin Simone mit barbarischem Können Whisky und Champagner.

„So geht alles vorbei“

Dann verschwand er in die Spielbank – und verlor ein Vermögen. Währenddessen stiegen zisch, zisch – Raketen auf. Offenbar vom Feuerwerk beeindruckt, flüsterte mir die berühmte Malerin Léonor Fini ins Ohr: „So geht alles vorbei“. Meinte sie den hundertjährigen Glanz von Monte Carlo?

Als die Sonne über dem Meer aufstieg und die Frauen verängstigt nach ihren Puderboxen griffen, war das Fest zu Ende. Es war das schönste des Jahres. Vielleicht der Höhepunkt eines hundertjährigen Traums.

Franz Weber

Bestellschein GrandV



GRAND V - die vegetarische Produktlinie für mehr Lebensfreude

Menge	Art.Nr	Artikel	Einheit	Inhalt	Preis in CHF	Total
_____	0002	Terrine «Grandhotel»	Terrine 1/2	250 gr	CHF 17.50	_____
_____	0003	«Rillettes» Gourmet-Party	Glas	200 gr	CHF 12.00	_____
_____	0004	Crème gourmande «Basilico»	Glas	200 gr	CHF 11.50	_____
_____	0005	Crème gourmande «Pomodori»	Glas	200 gr	CHF 13.70	_____
_____	0006	Crème gourmande «Forestière»	Glas	200 gr	CHF 14.85	_____
_____	1001	«Traditionnelle» Geschnetzeltes	Glas	200 gr	CHF 9.70	_____
_____	1005	«Traditionnelle» Geschnetzeltes	Glas	400 gr	CHF 14.65	_____
_____	1002	«Saveur d'Asie» Geschnetzeltes	Glas	200 gr	CHF 8.75	_____
_____	1006	«Saveur d'Asie» Geschnetzeltes	Glas	400 gr	CHF 12.15	_____
_____	1003	«Célestine Bombay» Geschnetzeltes	Glas	200 gr	CHF 10.30	_____
_____	1007	«Célestine Bombay» Geschnetzeltes	Glas	400 gr	CHF 15.75	_____
_____	1004	Stroganoff	Glas	200 gr	CHF 10.70	_____
_____	1008	Stroganoff	Glas	400 gr	CHF 16.50	_____
_____	1010	Seitan belle jardinière	Glas	200 gr	CHF 9.80	_____
_____	1009	Seitan belle jardinière	Glas	400 gr	CHF 14.60	_____
_____	1011	Spezzatino alla nonna	Glas	200 gr	CHF 11.00	_____
_____	1012	Spezzatino alla nonna	Glas	400 gr	CHF 16.25	_____
_____	1013	Gehacktes «Maison»	Glas	200 gr	CHF 11.50	_____
_____	1014	Gehacktes «Maison»	Glas	400 gr	CHF 16.70	_____

7001

Herbsthit: (1x Rillettes Gourmet-Party, 1x crème basilico, 1x Seitan Traditionelle,
1 x Seitan Belle jardinière, 1x crème Forestière, 1x Gehacktes Maison)

CHF 58.90 _____

Porto & Verpackung

Total _____

**Info zu den Produkten unter
www.grandv.ch**

Name und Vorname: _____

Adresse: _____

PLZ/Ort: _____

Telefon: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Grandhotel Giessbach, immer eine Reise wert!



GIESSBACH

Giessbach im Winterwunderland

Grandhotel Giessbach, ein Märchenschloss im Winterschlaf?

Nicht ganz – kleine aber feine Räumlichkeiten erwarten Sie zu kulinarischen Hohenflügen. Genuss pur – inmitten der winterlichen Landschaft.

Ein einmaliges Erlebnis, das zusammen mit der einzigartigen Giessbachatmosphäre alle Sinne verführt.

Sei es für eine Familienfeier, ein Geburtstagsfest, ein Geschäfts- oder ein Weihnachtsessen, das Grandhotel Giessbach und sein Team steht für Gesellschaften auf Reservation zur Verfügung.

Räumlichkeiten für 15 bis 70 Personen
Übernachtung möglich ab 20 Personen

Für weitere Informationen rufen Sie uns unter Nummer +41 (0)33 952 25 25 an !

